

Überbrücken von Klüften

Deskription einer soziokulturellen Intervention
der Wiener KünstlerInnengruppe „WochenKlausur“
im Pflegezentrum Kainbach

DIPLOMARBEIT

zur Erlangung des akademischen Grades
einer Magistra der Philosophie

an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät
der Karl-Franzens-Universität Graz

vorgelegt von

Nikola AUFINGER

am Institut für Erziehungswissenschaft

Begutachter: Univ.-Ass. Mag. Dr. Arno Heimgartner

Graz, 2005

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

| | |
|--|----|
| 1. Einleitung | 6 |
| 2. Einführung in die Soziokultur..... | 7 |
| 2.1 Versuch einer Positionierung..... | 7 |
| 2.2 Zur Neubestimmung des Kulturbegriffs - oder: der „neue, erweiterte Kulturbegriff“ | 10 |
| 2.3 Kulturpädagogik und Kulturarbeit..... | 12 |
| 2.3.1 Soziale Kulturarbeit..... | 13 |
| 2.3.2 Kulturelle Sozialarbeit..... | 13 |
| 3. Gemeinwesenarbeit, Soziokulturelle Animation, Soziokulturelle Arbeit - Begriffschas um ein gemeinsames Ziel? | 15 |
| 3.1 Gemeinwesenarbeit | 16 |
| 3.1.1 Entstehen und Entwicklung der Gemeinwesenarbeit | 16 |
| 3.1.2 Arbeitsgebiete und Zielgruppen der Gemeinwesenarbeit | 20 |
| 3.1.3 Methoden der Gemeinwesenarbeit | 22 |
| 3.2 Soziokulturelle Animation und Soziokulturelle Arbeit | 24 |
| 3.2.1 Begriffsbestimmungen | 24 |
| 3.2.2 Die Entwicklung der Soziokulturellen Animation und der Soziokulturellen Arbeit | 26 |
| 3.2.3 Arbeitsgebiete und Zielgruppen | 29 |
| 3.2.4 Methoden der Soziokulturellen Animation und der Soziokulturellen Arbeit | 30 |
| 3.2.4.1 Die Projektmethode in der Soziokulturellen Animation beziehungweise in der Soziokulturellen Arbeit | 32 |
| 4. „WochenKlausur“ – Gesellschaftspolitischer Aktivismus in der Kunst..... | 36 |
| 4.1 Die KünstlerInnengruppe „WochenKlausur“..... | 36 |
| 4.2 Arbeitsweisen und Methoden der Gruppe | 37 |
| 4.3 Kunst und soziale Intervention..... | 38 |
| 4.3.1 Was haben die Projekte der „WochenKlausur“ mit Kunst zu tun?..... | 38 |
| 4.3.2 Was haben die Projekte der „WochenKlausur“ mit Sozialem zu tun?..... | 39 |
| 4.4 Projektbeispiele..... | 40 |

| | |
|--|----|
| 5. Die Intervention der „WochenKlausur“ im Pflegezentrum Kainbach..... | 43 |
| 5.1 Die Ausgangssituation | 43 |
| 5.1.1 Johannes von Gott und der Orden der Barmherzigen Brüder | 44 |
| 5.1.2 Das Johannes von Gott-Pflegezentrum der Barmherzigen Brüder Kainbach | 45 |
| 5.1.3 Kognitive Beeinträchtigung - Soziale Ausgrenzung? Kritische Betrachtung des Pflegezentrums Kainbach | 47 |
| 5.2 Ziel der Intervention..... | 50 |
| 6. Forschungsmethodik und Zielsetzung..... | 52 |
| 6.1 Die teilnehmende Beobachtung | 54 |
| 6.2 Das Leitfadeninterview | 55 |
| 6.2.1 Interview-Leitfaden I..... | 56 |
| 6.2.2 Interview-Leitfaden II | 57 |
| 7. „Intervention zur Animation von Menschen mit geistiger Behinderung“ ... | 59 |
| 7.1 Planungsphase | 59 |
| 7.2 Verlauf der Intervention | 61 |
| 7.3 Kritische Betrachtung der Intervention | 84 |
| 7.3.1 Organisatorisches | 85 |
| 7.3.2 Aktivierung und Partizipation | 86 |
| 7.3.3 Integration | 87 |
| 7.3.4 Aktionismus und/oder Nachhaltigkeit | 87 |
| 8. Resümee | 89 |

Anhang

Abbildungsverzeichnis

Literaturverzeichnis

Vorwort

Die heutzutage unterschiedlichsten Erscheinungsorte und Erscheinungsweisen des Kunstbegriffes verdeutlichen, dass Kunst mittlerweile ein „multifunktionales Phänomen in menschlichen Gesellschaften“ (Zembylas 1997, S. 15) ist. KünstlerInnen nützen die sich bietenden Freiräume innerhalb des „Betriebs-systems“ Kunst, um unter anderem Veränderungen sozialpolitischer Verhältnisse erzielen zu können. Basiert eine soziale Intervention auf diesem Kunstverständnis, kann – im Vergleich zur Sozialarbeit – oft viel prompter reagiert werden, denn die aktivistische Kunst legt ihre Strukturen selbst fest und kann unorthodoxer arbeiten, hat sich zwar sozialen Zielen, aber nicht denen der Sozialarbeit verpflichtet. „Die Kunst“ nutzt den Glamour, der sie umgibt.

Die Verknüpfung der Sozial- und der Kulturarbeit, den Begriff der „Soziokultur(arbeit)“, lernte ich im Laufe meines Studiums von der „theoretischen Seite“ her kennen und schätzen. Als ich nun auf der Suche nach einem geeigneten Diplomarbeitsthema von UA Mag. Dr. Arno Heimgartner auf die Projekte der Wiener KünstlerInnengruppe „WochenKlausur“ aufmerksam gemacht wurde, erschien es mir als eine willkommene Gelegenheit, einmal hinter die Kulissen soziokultureller Arbeit blicken zu können. Die „WochenKlausur“ führt seit 1993 sowohl national als auch international soziale Interventionen zur Verbesserung gesellschaftspolitischer Defizite durch. Die KünstlerInnen werden von einer Kunstinstitution zu einer Intervention eingeladen, wobei das Thema hierfür zumeist nur in groben Umrissen vorgegeben ist – in welcher Art und Weise die „WochenKlausur“ den erkannten sozialen Problemlagen gegenüber-treten will, wie diese gelindert werden sollen, bleibt ihr überlassen.

Die KünstlerInnen begeben sich für einige Wochen in Klausur – daher der Name – und arbeiten kleine, aber konkrete Projekte zur Verbesserung dieser Defizite aus. Ziel der Interventionen ist es, Problemlagen und Tabus zu beleuchten, die Betroffenen zur Selbsthilfe anzuregen und ihnen Hilfestellungen mit auf den Weg zu geben.

Aktivierung, Bestärkung und Partizipation sind Kernstück der Gemeinwesenarbeit und der Soziokulturellen Animation beziehungsweise der Soziokulturellen Arbeit. Mittels Literaturstudiums eignete ich mir diesbezügliches Wissen an und begleitete daraufhin ein Projekt der „WochenKlausur“ in Graz. Dieses ist nun Gegenstand des empirischen Teils meiner Diplomarbeit – die „Intervention zur Animation von Menschen mit geistiger Behinderung“.

1. Einleitung

Zu Beginn meiner Ausführungen möchte ich auf die Entwicklung des Begriffs „Soziokultur“ und die Verwendung desselben eingehen. Im Mittelpunkt der „Soziokultur“ als Praxisbegriff steht die Hilfe zur Selbsthilfe durch konkrete Initiativen.

Dieses Ziel verfolgt auch die Gemeinwesenarbeit, sowie die Soziokulturelle Animation beziehungsweise die Soziokulturelle Arbeit. Die Verbindung von sozialer und kultureller Arbeit wird vor allem mittels der Projektmethode umgesetzt, da in zeitlich begrenzten Intensiveinsätzen alle Beteiligten (ob BegleiterInnen oder Zielgruppe) ihre Ideen durch die kooperative Nutzung aller vorhandenen (personellen, sozialen, materiellen, infrastrukturellen) Ressourcen zu verwirklichen suchen.

Das war auch das Konzept der KünstlerInnengruppe „WochenKlausur“, als sie auf Einladung des Künstlerkollektivs *stimmlos* im Rahmen der „Kulturhauptstadt Graz 2003“ aufgefordert wurde, einen Beitrag zum damaligen „Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderung“ zu leisten.

Die KünstlerInnen spezialisierten sich auf den Bereich der Menschen mit geistiger Behinderung in fortgeschrittenem Alter, da diese sehr häufig unter sozialer Isolierung leiden. Im Johannes von Gott-Pflegezentrum der Barmherzigen Brüder Kainbach bei Graz beispielsweise sind rund 600 Menschen jeden Alters mit geistiger und/oder körperlicher Beeinträchtigung beherbergt. Um zumindest einigen der (älteren) BewohnerInnen des Pflegezentrums die Möglichkeit bieten zu können, etwas mehr vom Leben außerhalb des Heimes kennen zu lernen, hat die „WochenKlausur“ bei Firmen, Institutionen, Privatpersonen und Vereinen angefragt, ob sie einmal im Jahr mit einer Kleingruppe des Pflegezentrums einen Halbtage gemeinsam verbringen und gestalten würden. Auf diese Weise entstand ein Jahresplan von Mai 2003 bis Mai 2004 mit fünfzig verschiedenen, attraktiven Angeboten der Freizeitgestaltung.

Die verhärteten Defizite der BewohnerInnen Kainbachs sollten durch geeignete Kommunikation und Motivation, durch aktive und passive Beschäftigung abgeschwächt und die Betroffenen in ihrem Selbstwertgefühl gestärkt werden.

Ich begleitete dieses Projekt ab Oktober 2003. Aufgrund meiner Aufzeichnungen und Interviews wird in vorliegender Arbeit ein Einblick in Zielsetzung, Strategien und Ergebnis dieser Intervention gegeben.

2. Einführung in die Soziokultur

2.1. Versuch einer Positionierung

Der Begriff „Soziokultur“ lässt sich auch heute noch nicht klar definieren. Geprägt Ende der sechziger/Anfang der siebziger Jahre, entstanden im Zuge der Studentenbewegung, verweist „Soziokultur“ auf den sozialen, gesellschaftlichen Charakter von Kultur. Gibt es aber überhaupt eine Kultur, die nicht gesellschaftlich ist? Obwohl Kultur immer geschichtlich partikularisiert ist, meint sie doch immer das Menschsein, die Gesellschaft, den transzendenten Gehalt (vgl. Rombach 1977, S. 197).

Worin besteht nun die Besonderheit dieses in der kulturpolitischen Debatte sehr zentralen Stichwortes, das aus der europäischen Diskussion in den deutschsprachigen Raum importiert wurde und die Leitformeln *Kultur für alle* und *Kultur von allen* mit sich bringt?

Die Ursprünge der Soziokultur im deutschsprachigen Raum liegen zum einen in den sozialliberalen Bemühungen um die Verwirklichung reformpolitischer Demokratisierungsvorstellungen und -impulse im Kulturbereich und zum anderen in den Projekten der „freien“ und „alternativen“ Kultur der siebziger Jahre (vgl. Sievers/Wagner 1992, S. 12f.).

Im Zuge der „neuen Kulturpolitik“ der BRD galt es, das abgehobene Kunst- und Kulturverständnis der bisherigen Kulturpolitik zu überwinden:

„Dieser traditionelle Kulturbegriff sollte aufgehoben werden in einer ‚nicht-affirmativen Kultur‘ und einer Kulturpolitik, die die Trennung von Kultur und Gesellschaft überwindet und der ein erweiterter, ganzheitlicher Kulturbegriff zugrunde liegt“ (Sievers/Wagner 1992, S. 14).

Wesentlich zur Entwicklung der Soziokultur beigetragen haben auch die Projekte und Initiativen der sogenannten „Alternativszene“: freie KünstlerInnengruppen, welche die Institutionen verlassen hatten, Bürgerinitiativen, Jugendzentrumsbewegungen, Frauengruppen, Geschichtsinitiativen, Laienkunstgruppen und viele andere organisierten sich in neuen subkulturellen Milieus und probierten gegenkulturelle Entwürfe zur etablierten Gesellschaft (vgl. Sievers/Wagner 1992, S. 13; vgl. von Wensierski 1997, S. 168).

Vor allem in Deutschland hat der Begriff „Soziokultur“ inzwischen in der „Bundesvereinigung soziokultureller Zentren“ eine institutionalisierte Form erhalten. Als Zusammenschluss der Landesarbeitsgemeinschaften wird bundesweit für die Interessen der Soziokultur eingetreten. Mittlerweile gibt es hunderte von soziokulturellen Initiativen und Zentren. 1991 definierte sich die Bundesvereinigung wie folgt:

„Soziokulturelle Zentren sind Einrichtungen, deren Ziele durch folgende Merkmale bestimmt sind:

- Basis- und NutzerInnenorientierung
- Integration verschiedener Altersgruppen, sozialer Schichten und Nationalitäten
- Offenheit und Transparenz
- Formen sozialer politischer Arbeit sowie demokratische Kultur
- Betonung des demokratischen und humanistischen Inhalts von Kultur und Widerstand gegen faschistische und menschenverachtende Bestrebungen
- Förderung kultureller und künstlerischer Bewegung von unten
- Selbstverwaltung
- Verwendung aller Mittel und Einkünfte für oben genannte Ziele
- demokratische Entscheidungsstruktur
- nichtkommerzielle Ausrichtung“

(Schulze 1993 zit.n. Moser u.a. 1999, S. 34).

In den romanischen Ländern (vor allem in Frankreich und der Schweiz) verlief die Entwicklung rund um den Begriff der Soziokultur ähnlich, wenn auch etwas früher beginnend. Dort wird – im Gegensatz zur neuen deutschen Kulturpolitik – mit der „Soziokulturellen Animation“ ein eigenes Berufsfeld erschlossen, das „sich als demokratische, kommunikative und partizipative Interventionsform versteht“ (Wrentschur 2003, S. 6), um gesellschaftliche Lebenswelten verändern zu können.

Moser, Müller, Wettstein und Willener versuchen den Zusammenhang zwischen Soziokultur und soziokultureller Animation folgendermaßen zu klären:

Soziokultur entstand aus einem kulturpolitischen Zusammenhang und hat bildungs- und sozialpolitische Anliegen, beschreibt ein konkretes Feld gesellschaftlicher Praxis, ohne dabei von speziellen Rollen von Beteiligten auszugehen; soziokulturelle Animation war von Anfang an in allen Bereichen angesiedelt und thematisiert immer auch die Interventionsebene jener Personen, die in diesem Bereich eine besondere Rolle einnehmen (z.B.: Ehrenamtliche oder Profis). Soziokultur hat zwar ein Menschen- und Gesellschaftsbild im Hintergrund, aber soziokulturelle Intervention bietet auch konkrete Methoden an, wie interveniert werden kann. Man könnte bei Soziokultur also von gesellschaftlicher, bei soziokultureller Animation hingegen von beruflicher Praxis sprechen (vgl. Moser u.a. 1999, S. 34f.).

Aus den Niederlanden kommt ein dazu äquivalentes Konzept, das der „Soziokulturellen Arbeit“. Doch werden in diesem die Zielgruppen und Funktionen breiter definiert:

„Soziokulturelle Arbeit heisst: arbeiten mit Menschen, mit ihnen zusammen Freizeitaktivitäten gestalten, sie bei der Bewältigung von Problemen wie Arbeitslosigkeit, sozialer Isolation oder ethnischen Spannungen unterstützen und Quartiere lebenswert machen“ (Vlaar 1998, S. 13).

Auch in Österreich wird soziokulturelle Animation umgesetzt. Ziele der multi-kulturellen, interdisziplinären und experimentellen Kunst- und Kulturprojekte sind die Öffnung der Kultur für alle, die Befähigung zur Selbsttätigkeit und dadurch auch die Integration sozial benachteiligter Gruppen.

In Graz beispielsweise gibt es eine Vielzahl von professionell betriebenen Interventionsformen der Kunst in sozialen Brennpunkten.

Das Hauptaugenmerk liegt hier in der Theaterarbeit, den Integrationsbestrebungen verschiedenste Kulturen betreffend, der Stadtteilarbeit und der Arbeit in (Jugend)Zentren.

Die Konzepte und Praktiken der Soziokultur sind uneinheitlich und haben sich auch immer wieder verändert. Anfangs war es den Reformern der BRD ein Anliegen, die Gesellschaft durch Kultur zu emanzipieren, indem Möglichkeiten kultureller Beteiligung und Eigentätigkeit gefordert wurden (vgl. Sievers/Wagner 1992, S. 11). Gerade aber in den letzten Jahren wird nicht – wie bei der radikalen Kritik der Studentenbewegung – die Veränderung der ganzen Gesellschaft angestrebt; verbessert werden soll zum Beispiel der eigene Lebensstil oder ein Stadtteil.

Soziokultur wird mehr und mehr zum ausdifferenzierten kulturellen Praxisfeld außerhalb der etatisierten Kultur im Überschneidungsbereich von Kultur-, Bildungs- und Sozialarbeit (vgl. Sievers/Wagner 1992, S. 17).

Sievers und Wagner legen in ihrer „Bestandsaufnahme Soziokultur“ die inhaltlichen Ansprüche mit folgenden Aspekten fest:

Soziokultur

- soll zur Selbsttätigkeit anregen und Hilfe zur Selbsthilfe sein und so durch konkrete Initiativen und Projekte den Alltag und letztlich auch die Gesellschaft verändern

- muss unabhängig und autonom sein, staatliche Kontrolle darf keinen Einfluss auf die Inhalte der Arbeit nehmen; die Menschen müssen selbst die „Bilder eines gelungenen Lebens“ entwerfen und verwirklichen
- vermischt unterschiedliche Kulturen, Kunst und Lebensformen; soll die Trennung von Kunst und Alltagswelt überwinden
- ist und bleibt „Kultur für alle“ und „Kultur von allen“
- ist Kulturarbeit mit Aufforderungscharakter, die sich einlässt auf die Lebenswelt der AdressatInnen
- ist zwar sozialen Zielen verpflichtet, nicht aber den Zielen der Sozialarbeit; angesetzt wird an den kreativen Möglichkeiten und Ressourcen der Menschen und nicht an ihren sozialen Problemen und Defiziten
- ist Zielbegriff moderner kommunaler Kulturpolitik
(vgl. Sievers/Wagner 1992, S. 19ff.).

2.2 Zur Neubestimmung des Kulturbegriffs – oder: der „neue, erweiterte Kulturbegriff“

Der „neue“ Kulturbegriff zielt auf die „Demokratisierung der Kultur“ ab. Kultur soll kein Privileg mehr für einige wenige sein. Ebenso soll sie auch nicht mehr ausschließlich in den „Tempeln der Hochkultur“ (Thole 1992, S. 1098) stattfinden. Das bedeutet die Loslösung der Kunst und Kultur von Museen, Theatern, Bibliotheken und ähnlichen Institutionen. Dennoch stellt die Soziokultur keine Alternative zur traditionellen Kultur da, sondern ergänzt diese (vgl. Hiltmann 1989, S. 20).

Kramer drückt dies folgendermaßen aus:

„Die Künste haben, wie vor allem ihre qualitätvollen und überdauernden Werke belegen, dank ihrer relativen Autonomie (und dank der ihnen heute garantierten Freiheit) die Chance, sich komplex und perspektivisch (d.h. auch kritisch) mit der Realität auseinanderzusetzen. Die berechtigte Kritik an der partiellen Unterwerfung des traditionellen Kulturbetriebes unter die Bedürfnisse kleiner Teile des Publikums oder der staatlichen Repräsentation darf nicht dazu führen, eine Aufspaltung der kulturellen Substanz in einen ‚museal-traditionellen‘ und einen ‚alternativ-progressiven‘ Bereich zu propagieren oder auch nur zu tolerieren. Die Künste (als *Teil* der Kultur) behandeln die Sache der gesamten Gesellschaft“ (Kramer 1988, S. 71).

Auch Sievers und Wagner verdeutlichen die Intention des „neuen, erweiterten Kulturbegriffs“:

„Soziokultur war in diesem Sinne keineswegs gedacht als Gegenbegriff zu Kunst und Ästhetik, sondern sollte vielmehr als Aufforderung verstanden werden, deren Bedeutung ernster zu nehmen – als Medien für Kommunikation, Reflexion und Partizipation. Ausgehend von diesem Begriffsverständnis stand auch die kommunale Kulturpolitik seit dieser Zeit zur Diskussion. Die Verwirklichung der kulturellen Chancengleichheit und der kulturellen Demokratie als gesellschaftliche Utopien waren dabei die zentralen Leitbilder, die in den Programmformeln ‚Kultur für alle‘ und ‚Kultur von allen‘ bis heute, und zwar parteiübergreifend, Gültigkeit für sich beanspruchen können und durchaus so etwas wie einen Perspektivenwechsel in der Kulturpolitik eingeleitet haben“ (Sievers/Wagner 1992, S. 15).

Die kulturelle Eigentätigkeit aller Bevölkerungsschichten wird in den Mittelpunkt gerückt, Barrieren zwischen Kultur und Alltagsleben sollen beseitigt und die Kultur in das Alltagsleben integriert werden.

Die jüngere kulturpolitische Diskussion betont mit Recht, dass – gemäß des anthropologischen Verständnisses vom Menschen als einem Kulturwesen – „jeder Mensch Kultur“ und „jede Gruppe in unserer Gesellschaft eine eigene kulturelle Tradition“ hat. So soll nun auch jeder gesellschaftlichen Gruppe die Möglichkeit auf Weiterentwicklung ihrer eigenen Kulturtradition gegeben werden (vgl. Kramer 1988, S. 70f.).

Auf Basis des „erweiterten Kulturbegriffs“ und im Bestreben „kulturelle Chancengleichheit“ zu erreichen, entwickelte sich eine vor allem pädagogisch konzipierte Kulturarbeit, die der Vermittlung nachgehen sollte (vgl. von Wensierski 1997, S. 169). Vermittlung von Inhalten, Kompetenzen und Techniken (wie z.B. der Kulturpädagogik) einerseits und Vermittlung zwischen Kulturproduzenten und -konsumenten, Kulturverwaltung und -szene, Kultureinrichtungen und -nutzern (z.B. durch Museums- und Theaterpädagogik) andererseits. Neben der Kulturvermittlung bekommt die Kulturpolitik in der BRD nun auch den Auftrag zur Entwicklungsleistung: Eigenaktive kulturelle Beteiligung soll im Sinne von Hilfe zur Selbsthilfe gefördert werden – gemeint ist hier beispielsweise die öffentliche Finanzierung der soziokulturellen Infrastruktur oder die kostenlose Bereitstellung von Probe- und Veranstaltungsräumen (vgl. Sievers/Wagner 1992, S. 15ff.).

2.3 Kulturpädagogik und Kulturarbeit

Das Feld der Kulturpädagogik ist ein sehr inhomogenes und theoretisch kaum fundiert. Die Kulturarbeit in ihren unterschiedlichsten Ausprägungen ist extremst verästelt und die Qualität derselben wenig gesichert. Das liegt nicht zuletzt an der Vielzahl unterschiedlichster Ausbildungsmöglichkeiten – den verschiedensten „kulturpädagogischen Studiengängen“.

„Kulturpädagogik“ meint vor allem eine außerschulische kulturpädagogische Praxis. Typische Arbeitsfelder hierfür wären zum Beispiel die pädagogische Arbeit im Museum, das Theaterspielen mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, die Veranstaltung von Musikworkshops, die Medienarbeit oder die Organisation eines soziokulturellen Zentrums (vgl. Müller-Rolli 1988, S. 11f.).

Kulturpädagogisches Handeln zielt auf die Organisation, Planung und Förderung individueller Bildungsprozesse in außerschulischen Bildungs- und Kulturinstitutionen. Da die Teilnahme an den jeweiligen Veranstaltungen natürlich auf Freiwilligkeit basiert (es gibt kein sollen oder müssen, keinen Erfolgsdruck) gilt hier das Prinzip von „Angebot und Nachfrage“. In diesem Zusammenhang wird einerseits die Gefahr genannt, dass das Angebot kulturpädagogischer Praxis somit die von der Familie oder den „peers“ geprägte Bildungsmotivation verstärken könnte, anstatt „Erweiterung“ zu ermöglichen. Andererseits besteht dann aber auch die Chance, die individuelle Disposition der AdressatInnen zu berücksichtigen. Defizite der familialen Sozialisation können kompensiert, familiäre Erziehung kann ergänzt und die Bildungsinteressen auf neue Ziele gerichtet werden (vgl. Müller-Rolli 1988, S. 17f.).

Nun zeichnet sich schon recht deutlich die Überschneidung von Sozialarbeit und Kulturarbeit ab. Von Wensierski stellt fest, dass traditionelle Elemente einer ästhetischen Praxis zwar immer auch Bestandteil von Jugendarbeit gewesen sind, allerdings meist nur zum Zwecke sozialpädagogischer Gruppenbildung. In der kulturellen Arbeit wurden Befriedigungs- und Verblendungsstrategien vermutet. Im Verlauf der achtziger Jahre boomten dann kulturpädagogische Konzepte in der Sozialpädagogik (vgl. von Wensierski 1997, S. 171).

Treptow spricht vom „kulturellen Mandat“ der Sozialpädagogik: Gemeint ist damit das zentrale Interesse, benachteiligten oder ausgegrenzten Bevölkerungsgruppen (wie z.B. ältere Menschen, randständige Jugendkulturen, Ausländer,

Selbsthilfegruppen usw.) kulturelle Aneignungs- und Ausdrucksformen zu ermöglichen. Die professionellen und räumlichen Rahmenbedingungen sind manchmal im engeren Zuständigkeitsbereich sozialpädagogischer Unterstützungsformen gegeben. Des öfteren jedoch mangelt es an Möglichkeiten, hilfsbedürftigen oder schwierigen AdressatInnen Partizipationschancen zur Verfügung zu stellen, die eine erweiterte Aneignung von kulturellen Angeboten und eine kompetent unterstützte Eigenproduktivität erlauben. Kulturelles Kapital soll durch Angebote sozialer Kulturarbeit vermittelt werden (vgl. Treptow 1988, S. 83).

2.3.1 Soziale Kulturarbeit

„Soziale Kulturarbeit“ geht davon aus, dass sich alle Menschen (egal welcher Schicht, Nation, Altersgruppe etc.) kulturell ausdrücken und auch weiterbilden wollen.

Sie bedarf räumlicher, zeitlicher, gegenständlicher und personeller Möglichkeiten und muss an die geschmackliche Einstellung der AdressatInnen und deren Neugier anschließen können, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Alltäglichkeit und ästhetische Praxis – Gewohntes und Ungewohntes, Neues, Fremdes – sollen verbunden werden (vgl. Treptow 1988, S. 83ff.).

2.3.2 Kulturelle Sozialarbeit

Der Begriff der „kulturellen Sozialarbeit“ definiert sich von den teils stigmatisierten, teils hilfsbedürftigen AdressatInnengruppen her und nicht von Themen und Gegenständen, die Kulturarbeit anbietet:

„Beschränkt sich alltagsorientierte, soziale Kulturarbeit auf die Gestaltungsbedürfnisse von Benachteiligten, in Schwierigkeiten geratenen oder hilfsbedürftigen Personengruppen, so kommt dies im Begriff *kulturelle Sozialarbeit* zum Ausdruck“ (Treptow 1988, S. 86).

Kulturarbeit wird so „Mittel zum Zweck“. Gemeinsames Ziel von Kultur- und Sozialarbeit ist zwar das Ermöglichen von Gestaltungs- und Ausdruckschancen, doch gleicht der Normalisierungsauftrag der Sozialarbeit nicht dem ästhetischen Auftrag der Kulturarbeit. „Kulturelle Sozialarbeit“ soll so in der

Einzelfallhilfe, in der Gruppen- oder Gemeinwesenarbeit auf definierte Verhaltensweisen ändernd einwirken (vgl. Treptow 1988, S. 86f.).

Kulturarbeit richtet sich auf den gesamten Lebenszusammenhang des Menschen, hat aber weder Kontroll-, noch Disziplinierungsverpflichtungen. Ziel ist die Befähigung und Bestärkung der AdressatInnen auf Basis von Freiwilligkeit.

Genau hier wird wieder das Spannungsverhältnis zwischen Kultur- und Sozialarbeit offensichtlich: Ist die Kulturarbeit nur Hilfsmittel der Sozialarbeit? „Jeder Mensch ist ein Künstler“ – mit dieser Aussage wurde Joseph Beuys in den sechziger Jahren unter anderem berühmt. An diesem Punkt setzt Kulturarbeit an; an den kreativen Möglichkeiten und Ressourcen der Menschen und nicht an ihren sozialen Problemen (vgl. Sievers/Wagner 1992, S. 20).

„Soziokultur“ wird verwendet als:

- (erweiterter) Kulturbegriff
- Kulturpolitikbegriff
- Kulturpraxisbegriff

Sievers und Wagner fassen dies folgendermaßen zusammen:

„Es geht um Offenheit, kulturelle Chancengleichheit und Selbstverwaltung, um kulturelles Eigenhandeln, neue künstlerische Ausdrucksformen und die Emanzipation von hergebrachten Denkschemata sowie um die Möglichkeit der Menschen, mit der Hilfe von Kunst und Kultur ihr eigenes Leben zu gestalten und zu bereichern“ (Sievers/Wagner 1992, S. 21).

3. Gemeinwesenarbeit, Soziokulturelle Animation und Soziokulturelle Arbeit – Begriffsschaos um ein gemeinsames Ziel?

In Zusammenhang mit der Praxisbeschreibung von Soziokultur tauchen viele Synonyme unterschiedlichsten Ursprungs auf, doch letztlich zielen sie alle auf einen Sachverhalt ab: auf gemeinwesenorientierte und lebensweltbezogene soziale und kulturelle Arbeit (vgl. Oelschlägel 2001, S. 223).

„Merkmale solcher Arbeit sind:

- die theoretische und praktische Orientierung an der Lebensweise und Kultur der Menschen, d.h. beispielsweise die Berücksichtigung unterschiedlicher Kulturen in einem Gemeinwesen;
- die generations- und zielgruppenübergreifende Orientierung der Arbeit;
- die Verbindung von sozialer und kultureller, d.h. auch künstlerischer Arbeit;
- die Betonung der Eigenaktivität und der Handlungsmöglichkeiten der Menschen und
- die Einmischung in die lokale Politik“
(Oelschlägel 2001, S. 223).

Gemeinwesenarbeit wird im „Handbuch Sozialwesen Schweiz“ wie folgt definiert:

„Gemeinwesenarbeit befasst sich mit (benachteiligten) territorialen Gemeinwesen (Nachbarschaft, Stadtteil, Region usw.), gesellschaftlichen Randgruppen und Organisationen und bietet Methoden und Instrumente für folgende Probleme an: Bedürfnisartikulation und -abklärung bei und mit der von bestimmten Problemen betroffenen Bevölkerung; Selbstorganisation bzw. Selbsthilfe von Problembetroffenen; Bildung unterschiedlicher Gruppen zum Zweck der Interessensvertretung, Kooperation, Koordination oder des Krisenmanagements; Bewusstseinsbildung, Erneuerung in Organisationen, soziale Vernetzung in Nachbarschaft und Stadtteil, Kulturarbeit usw.“ (Handbuch Sozialwesen Schweiz 1987 zit.n. Moser u.a. 1999, S. 32).

Gemeinwesenarbeit, Soziokulturelle Animation und Soziokulturelle Arbeit: Alle drei fordern die Verbesserung der Lebensbedingungen durch „Hilfe zur Selbsthilfe“.

Worin aber liegen nun die Unterschiede in Theorie und Praxis der erwähnten Prinzipien?

Moser, Müller, Wettstein und Willener versuchen die Aufgabenbereiche der Gemeinwesenarbeit und der soziokulturellen Animation anhand zweier Aspekte zu trennen:

„Zum einen konzentriert sich die Gemeinwesenarbeit eindeutig auf die Arbeit an sozialen Brennpunkten, in unterversorgten Quartieren oder mit benachteiligten Gruppen, während sich die Animation darüber hinaus generell mit individueller Lebensbewältigung und der Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse und des sozialen Wandels beschäftigt. Im Weiteren ist eine Verbesserung der Verhältnisse in der Gemeinwesenarbeit nicht obligatorisch an die Teilnahme der Betroffenen gebunden, während die soziokulturelle Animation darin eine notwendige Voraussetzung sieht“ (Moser u.a. 1999, S. 33).

3.1 Gemeinwesenarbeit

3.1.1 Entstehen und Entwicklung der Gemeinwesenarbeit

Die Entstehung und Entwicklung der Gemeinwesenarbeit lässt sich in die USA, nach England und in die Niederlande zurückverfolgen.

Im Gegensatz zu anderen Arbeitsfeldern sozialer Arbeit ist besonders die Gemeinwesenarbeit bzw. „Community Organization“ stark gesellschaftsbezogen definiert. Die sozialen Problemlagen, sozialen Sicherungssysteme, die ökonomischen und politischen Systeme bilden dabei den gesellschaftlichen Bezugsrahmen (vgl. Mohrlok u.a. 1993, S. 18).

Deshalb wird im Rahmen dieser Arbeit das Entstehen und die Entwicklung der Gemeinwesenarbeit in den einzelnen Ländern getrennt aufgezeigt.

Eine der wichtigsten Vorformen der Gemeinwesenarbeit war die von London ausgehende Settlement-Bewegung.

Die Arbeiter des 19. Jahrhunderts wurden im Zuge der Industrialisierung doppelt ausgebeutet: In den Fabriken musste unter härtesten Bedingungen gearbeitet werden und die Wohnmöglichkeiten waren kaum erschwinglich. Daher fanden sich gebildete Männer und Frauen zusammen, um soziale Hilfsarbeit zu leisten. Nach Arnold Toynbee wurde 1884 das erste von Samuel Barnett gegründete Settlement benannt: „Toynbee Hall“. Die Settlements (Niederlassungen, Ansiedlungen) waren als Wohnheime für die (Hilfs-)Arbeiter und als Bildungszentren konzipiert. So konnten durch Nachbarschaftshilfe die Eigenkräfte der Betroffenen mobilisiert werden (vgl. Boulet u.a. 1980, S. 24ff.)

Die in den Kolonien durchgeführten Programme der „Massenerziehung“ wurden als „Community Development“ bezeichnet.

1886 wurde auch in den USA, in New York, das erste Settlement nach englischem Vorbild gegründet. Die Zielsetzung war ähnlich der in England. Es sollte mit den Benachteiligten gearbeitet und auch bei ihnen gewohnt beziehungsweise gelebt werden.

Ein weiteres berühmtes Settlement entstand 1889 in Chicago: das von Jane Addams gegründete „Hull House“.

Vor allem progressiv eingestellte junge Menschen und vorwiegend Frauen zogen in die Slums und arbeiteten dort mit den Stadtteilm BewohnerInnen. Sie stammten meist aus reichen Familien und fühlten sich durch humanistische Gedanken europäischer Philosophen inspiriert, sich für soziale Gerechtigkeit und Demokratie einzusetzen.

In den Settlements galt es, soziale Probleme aus eigener Kraft zu lösen. Die Selbsthilfekräfte der BewohnerInnen sollten unter anderem durch kulturelle Angebote wie Theater, Musizieren, Gesang, Freizeitgestaltung und Bildungsangebote geweckt werden. Settlement-BewohnerInnen engagierten sich außerdem für die Rechte von Kindern, Jugendlichen, Frauen und im Bereich der Sozialgesetzgebung. Auch verschiedene politische Gruppierungen und Gewerkschaften wurden unterstützt (vgl. Mohrlök u.a. 1993, S. 24f.).

„Community Organization“ entwickelte sich einerseits zu einer Methode von Social Work (Community Organization als dritte Methode von Social Work), andererseits entstand in den vierziger Jahren ein Aktionsfeld bürgerschaftlicher Aktivitäten auf lokaler Ebene (z.B. Stadtteilarbeit). Hier brachte Alinsky seine Strategien und Techniken zu einem radikaleren, aggressiven Ansatz von Gemeinwesenarbeit ein. Die Bürgerorganisationen sollten gegen die etablierten Macht- und Herrschaftsstrukturen „kämpfen“, um eine Veränderung in der Gesellschaft erreichen zu können (vgl. Galuske 2001, S. 103; vgl. Mohrlök u.a. 1993, S. 39).

Die Niederlande sind für die Entwicklung der Gemeinwesenarbeit ebenfalls von großer Bedeutung. In den späten fünfziger und den sechziger Jahren brachten sie das Konzept der Gemeinwesenarbeit in die BRD. Das „Opbouwwerk“ von Boer/Utermann wurde ins Deutsche übersetzt und bildete die Grundlage der Praxis und Anwendungsbereiche dieser „neuen“ Methoden. In den Niederlanden war die Gemeinwesenarbeit staatlich begründet, die Bevölkerung sollte bei Infrastrukturmaßnahmen zur Mithilfe bewegt werden.

In den Nachbarschaftszentren spielte die „(...) Erziehung zur Anpassung an die volkswirtschaftlich begründeten Konsum-Erfordernisse eine nicht zu unterschätzende Rolle“ (Boulet u.a. 1980, S. 30).

Der Begriff „Gemeinwesenarbeit“ wie „Opbouwwerk“ wird von Boer sehr weit gefasst. Er wird verwendet als

„(...) Sammelbegriff für verschiedene Aktivitäten, die die sozio-kulturelle Umgebung des Menschen in einem für günstig erachteten Sinne auf methodische Weise zu beeinflussen suchen durch fachkundig begleitete soziale Prozesse, an denen die betreffende Bevölkerung selbst aktiv teilnimmt“ (Boer/Utermann 1970, S. 23).

Als Arbeitformen des früheren „maatschappelijk opbouwwerk“ wurden Nachbarschaftshilfe, soziale Gruppenarbeit, agrarsoziale Beratung, Begleitung von Slumbeseitigung und Sanierung durch Sozialarbeit, Aspekte der sozialen Stadtviertelerneuerung, die Arbeit von Dorf- und Stadtviertelzentren, von Koordinierungsaufgaben auf dem Gebiet der Sozialarbeit, von regionalen Wohlfahrtsstiftungen und provinziellen Opbouw-Organen genannt – also Arbeitsformen, die sich mit einer bestimmten Gesellschaft befassen.

Die Zielsetzung war eine doppelte:

- Beschäftigung mit der Gesellschaft zur Förderung der Integration, zur Anpassung an neue Lebensumstände, zur Auflockerung starrer Einstellungen, zur Verhinderung einer disharmonischen Entwicklung, etc.
- Hilfestellung für die Bevölkerung, um ein neues soziales Bewusstsein zu entwickeln, um ihre eigenen Bedürfnisse erkennen zu können, um sich auf neue Situationen vorzubereiten und von neuen Möglichkeiten einen nützlichen Gebrauch machen zu können.

Der eigentliche Anfang der Gemeinwesenarbeit in Deutschland wird bei der Gründung des ersten Nachbarschaftsheim konstatiert. In die Nachbarschaftsbewegung wurden Inhalte und Methoden der Volksbildungsvereine, der Universitätsausdehnungsbewegung und der humanistisch-christlichen Ausprägung übernommen. 1901 wurde das „Hamburger Volksheim“ und 1911 in Berlin die „Soziale Arbeitsgemeinschaft Ost“ gegründet. Wichtiger Bestandteil der Nachbarschaftsheim-Bewegung war die Bildungsarbeit.

Im Zuge der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 schlossen die meisten Nachbarschaftsheim ihre Pforten. Nach dem zweiten Weltkrieg sollte Deutschland nicht nur materiell wiederaufgebaut werden. Der Marshall-Plan und Reeducation-Programme traten in Kraft. Die Nachbarschaftsheim nah-

men ihre Tätigkeit wieder auf und boten Raum, um den Menschen wieder Möglichkeiten demokratischen Verhaltens näher zu bringen.

Soziale Arbeit (und so auch Gemeinwesenarbeit) wurde verberuflicht. Die ersten deutschsprachigen Schriften zur Gemeinwesenarbeit wurden 1951 veröffentlicht. Es waren Darstellungen über amerikanische Methoden der „Gemeinschaftshilfe“, die dann übernommen wurden.

Ausgelöst durch die große Wirtschaftskrise Mitte der sechziger Jahre erlebte die Gemeinwesenarbeit einen immensen Aufschwung, denn die öffentlichen und privaten Träger sozialer Dienstleitungen konnten den Bedarf nicht mehr decken. Aufgrund der zunehmenden sozialen Probleme (v.a. auch durch die veränderte Wohnstruktur) und der scheinbaren Unzureichlichkeit von Einzelfallhilfe und Gruppenarbeit sollte die Gemeinwesenarbeit Abhilfe schaffen (vgl. Mohrlök u.a. 1993, S. 44).

Zuerst wurde in den Ghettos Obdachlosenhilfe geleistet, später dann auch in Neubau- und in Sanierungsgebieten gearbeitet.

„Gemeinwesenarbeit leisten“ bedeutete zu dieser Zeit, für das jeweilige Arbeitsgebiet (Ghetto, Neubaugebiet, Sanierungsgebiet) ein gewisses „Set von Handlungsanweisungen“ (Boulet u.a. 1980, S. 52) anzuwenden.

Im Laufe der Zeit übernahmen etablierte Verbände der Sozialarbeit die Trägerschaft über die Gemeinwesenarbeit, doch galt diese lange als „dritte Methode der Sozialarbeit“, da man mit der Einzelfallhilfe und der Gruppenmethode unzufrieden war. Erst Boulet, Krauss und Oelschlägel formulierten 1980 die Gemeinwesenarbeit als „Arbeitsprinzip“ sozialer Arbeit und erlangten damit einen „konzeptionellen Durchbruch“ (Lüttringhaus 2001, S. 53).

„Neue soziale Bewegungen“ wie zum Beispiel Friedens-, Umwelt-, Frauen- und Selbsthilfebewegungen brachten für die Gemeinwesenarbeit neue Impulse.

Im Mittelpunkt der Gemeinwesenarbeit stehen heute Fragen der sozialen Stadtentwicklung, der Bildung, der lokalen Ökonomie, der Gesundheit, der Kultur und besonders der Partizipationsmöglichkeiten (vgl. Lüttringhaus 2001, S. 266).

In Österreich spielten im 19. Jahrhundert ebenfalls die „Vereine“ als intermediäre Instanz eine wichtige Rolle (vgl. Melinz 2001, S. 12). Sie beschäftigten sich karitativ mit Not und Elend der Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozesse. Man bemühte sich um die Zusammenarbeit der öffentlichen und privaten Armenfürsorge. Die kommunale Armenfürsorge wurde zum „Unterstock“ des sozialen Sicherungssystems (vgl. Melinz 2001, S. 13).

Noch vor dem ersten Weltkrieg wurde diese traditionelle Armenfürsorge verberuflicht. Sozialarbeit wurde ein Frauenberuf und es gab erste Ausbildungskurse. Über die Literatur erfuhren die ÖsterreicherInnen von den Prinzipien der anglo-amerikanischen „Settlements“. 1901 entstand auch in Wien ein „Settlement“-Verein.

In den sechziger und siebziger Jahren festigte sich der Wohlfahrtsmix zwischen den öffentlich-bürokratischen Institutionen und den gemeinnützigen Trägern. Zur Armutsbekämpfung sollten neue Problemlösungsstrategien gefunden und die Aufmerksamkeit der SozialarbeiterInnen nicht nur mehr auf ein Individuum oder eine Familie gerichtet werden. Die Gemeinwesenarbeit wurde in Zusammenhang mit regionaler Sozialplanung, aber auch als neues, innovatives Methodenprinzip der Arbeit mit benachteiligten Bevölkerungsgruppen angepriesen (vgl. Melinz 2001, S. 22f.).

Da heutzutage die Gemeinwesenarbeit als Prinzip der Sozialarbeit angesehen wird, ist man auch in Österreich mit Begriffen wie beispielsweise der gemeinwesenorientierten Sozialarbeit, der stadtteilorientierten Sozialarbeit, der Grätzelarbeit oder der soziokulturellen Stadtteilarbeit konfrontiert (vgl. Spitzky 2001, S. 31).

3.1.2 Arbeitsgebiete und Zielgruppen der Gemeinwesenarbeit

Vorerst galt Gemeinwesenarbeit als „dritte Methode“ der Sozialen Arbeit neben Einzelfall- und Gruppenarbeit. Oelschlägel beschrieb 1980 die Gemeinwesenarbeit mit Boulet/Krauss erstmals als Arbeitsprinzip. 2001 ist folgende Definition zu finden:

„Arbeitsprinzip GWA – das meint eine zu entwickelnde, zu entfaltende Grund-orientierung, Haltung, Sichtweise professionellen Handelns, eine grundsätzliche Herangehensweise an soziale Probleme, wo auch immer im Bereich sozialer Berufsarbeit im weitesten Sinne. Dieses Arbeitsprinzip ist Ausdruck und Ergebnis gesellschaftlicher Entwicklungen im Bereich sozialer Arbeit; gleichzeitig hat es einen normativen Aspekt, formuliert Ansprüche an die Handelnden“ (Oelschlägel 2001, S. 65).

Das Arbeitsprinzip Gemeinwesenarbeit will die Menschen in ihrem Lebensalltag durch Beziehungs- und durch Ressourcenarbeit (personelle, soziale, materielle und infrastrukturelle Ressourcen) unterstützen.

Seit Mitte der siebziger Jahre werden in den Sozialwissenschaften die Begriffe „Alltag“ und „Lebenswelt“ immer maßgeblicher. Auch in der Sozialarbeit

betont man die individuellen Erfahrungen der AdressatInnen im täglichen Leben (vgl. Oelschlägel 2001, S. 38).

Den Begriff der „Lebensweltorientierung“ in der Sozialen Arbeit hat Hans Thiersch folgendermaßen definiert:

„Lebensweltorientierung meint den Bezug auf die gegebenen Lebensverhältnisse der Adressaten, in denen Hilfe zur Lebensbewältigung praktiziert wird, meint den Bezug auf individuelle, soziale und politische Ressourcen, meint den Bezug auf soziale Netze und lokale/regionale Strukturen“ (Thiersch 1992, S. 8).

Es gilt, die Ziele der Gemeinwesenarbeit an den AdressatInnen, ihren Erfahrungen und ihren Kompetenzen zu orientieren:

„Wer Menschen befähigen will, ihre Möglichkeiten (den eigenen Möglichkeitsraum) zu erweitern, muss innerhalb ihrer Lebenswelt agieren. Sozialarbeiter/-innen (...) müssen vermittelnd, klärend, organisierend - orientiert an der Situation aus Sicht der Betroffenen, ihren Erfahrungen und ihren Kompetenzen - Ziele *mit* den Menschen entwickeln (Lüttringhaus 2001, S. 37).

Gemeinwesenarbeit ist als „Leitlinie Sozialer Arbeit“ (Lüttringhaus 2001, S. 53) zu verstehen.

Gemeinwesenarbeit:

- ist nur dann Methode der Sozialen Arbeit, wenn Angehörige von sozialen Berufen durch Ressourcenarbeit den Prozess der Aktivierung fördern („begleiten statt leiten“; nicht *für* die Leute arbeiten, sondern *mit* ihnen)
- wendet sich gegen eine Individualisierung sozialer Probleme und nimmt diese aus einer gesellschaftlichen Perspektive wahr; ist methodenintegrativ, d.h. umfasst auch – wenn notwendig – Formen der Einzelfallhilfe und der Gruppenarbeit
- findet in einem großflächigen sozialen Netzwerk statt, das territorial (Stadtteil, Nachbarschaft, Gemeinde, Wohnblock, Straßenzug), funktional (im Hinblick auf bestimmte inhaltliche Problemlagen wie Wohnen oder Bildung) und inzwischen auch sehr verbreitet kategorial (meint eine bestimmte ethnische, geschlechtsspezifisch, altersbedingt) abgrenzbar ist
- hat eine zielgruppenübergreifende Betrachtungs- und Herangehensweise: Aktivitäten werden aus einem Bedarf um ein Thema herum organisiert, das in der Regel nicht nur eine Zielgruppe betrifft (z.B. viele unterschiedliche Menschen aus einem Wohnquartier), also braucht es auch die Vernetzung der sozialen Dienste und Kooperation

- versucht mit kommunalpolitischen Handlungskonzepten aktuellen gesellschaftlich produzierten Krisen gegenzusteuern und schafft Öffentlichkeit im Sozialraum

(vgl. Galuske 2001, S. 99ff.; vgl. Lüttringhaus 2001, S. 53f.).

3.1.3 Methoden der Gemeinwesenarbeit

Hinte und Karas fassten 1989 die bis dahin bestehenden Theorieansätze und Praxiskonzepte der Gemeinwesenarbeit wie folgt zusammen:

■ Wohlfahrtsstaatliche Gemeinwesenarbeit

Hierbei geht es hauptsächlich um die Verbesserung des Dienstleistungsangebotes der im Wohnviertel tätigen Institutionen (vgl. Hinte/Karas 1989, S. 13). Sozialräume sollen besser ausgestattet werden. Weniger gefördert wird die Aktivierung der Bevölkerung bezüglich ihrer politischen Einflussnahme. Der Bürger darf zwar mitentscheiden wie er versorgt wird, doch die „wichtigen“ Entscheidungen bleiben in der Hand der OrganisatorInnen (vgl. Galuske 2001, S. 101). Somit wird die jeweilige Lebenswelt akzeptiert, der Versuch diese selbsttätig zu verändern/zu verbessern wird nicht gewagt.

■ Integrative Gemeinwesenarbeit

Dieser von Ross vertretene Ansatz geht von der gerecht geregelten Verteilung von Macht und Herrschaft aus. Die BürgerInnen sollten jedoch lernen, ihren „verfassungsmäßig verbürgten Freiraum kreativ auszufüllen“ (Hinte/Karas 1989, S. 15). Deshalb gilt auch die „Gemeinwesenintegration“ als Ziel des Prozesses: Durch vermehrte Identifizierung mit dem Gemeinwesen und erhöhtes Interesse und Teilhabe an den gemeinschaftlichen Angelegenheiten versucht man gemeinsame Wertvorstellungen zu erreichen und Möglichkeiten, diese zu verwirklichen (vgl. Galuske 2001, S. 102).

■ Aggressive Gemeinwesenarbeit

Dieses Konzept entstand auf Basis der Kritik der beiden erstgenannten Konzepte bzw. Praxisanleitungen. In diesem Ansatz wurde die Gegenwarts-gesellschaft kritisch analysiert, die Lebensbedingungen der BürgerInnen durften nicht mehr „einfach so“ hingenommen werden. Man zielte auf die Verbesserung der Lebensbedingungen ab. Das sollte durch eine „Revolution von unten“ (Hinte/Karas 1989, S. 18), durch eine gezielte Organisation von

Betroffenen, die ihre Interessen und Bedürfnisse auch mittels politischer Einmischung und Provokation durchsetzen wollten, geschehen. Alinsky, berühmter Vertreter dieses Gemeinwesenarbeits-Konzeptes, „(...) propagierte die Organisation benachteiligter Bevölkerungsgruppen mit dem Ziel gesellschaftlicher Veränderung durch politische Gegenmacht“ (Galuske 2001, S. 103). Er entwickelte Strategien für den Aufbau und Kampf von Bürgerorganisationen und steht eindeutig auf Seiten der Benachteiligten. Die „Vermittlerrolle“ wird abgelehnt. Im Mittelpunkt der GemeinwesenarbeiterInnen stehen die Betroffenen. Diese sollten feststellen, dass sie auch selbst ihre Ziele definieren/suchen/erreichen können.

■ Katalytisch-aktivierende Gemeinwesenarbeit

Als (kritische) Reaktion auf die eben genannten Modelle begründeten Hinte und Karas dieses Prinzip. Angestrebt wurde eine herrschaftsfreie Gesellschaft, in der Solidarität einen hohen Stellenwert hat. „Der Gemeinwesenarbeiter sollte – als Katalysator – Prozesse bei StadtteilbewohnerInnen anregen, in deren Verlauf sie sich ihrer Situation bewusst werden und ihren Bedingungen entsprechend ihre Interessen ändern sollten. Der Professionelle sollte dabei lediglich anregen und bei Bedarf Unterstützung leisten“ (Hinte/Karas 1989, S. 23). Diesen Ansatz modifizierten Hinte und Karas hin zur heute sehr aktuellen „stadtteilbezogenen, sozialen Arbeit“.

Oelschlägel nennt als wesentliche Handlungselemente der Gemeinwesenarbeit:

- das zur-Verfügung-stellen von nützlichen Dienstleistungen (materielle, personelle, infrastrukturelle Ressourcen und die Ressource Netzwerk)
 - Beratung und Aktivierung der Menschen; sie sollen ihr Schicksal selbstbewusst in die Hand nehmen (gemeinsame Zielformulierung)
 - Kulturarbeit (betrifft Konsum von Kultur und auch Förderung der Eigen-tätigkeit)
 - Einmischung in die (Kommunal-)Politik
 - Vernetzung im Stadtteil
- (vgl. Oelschlägel 2001, S. 102ff.).

Gemeinwesenarbeit ist für Oelschlägel nicht nur ein Arbeitsprinzip sozial-kultureller Arbeit in weitestem Sinne, sondern auch ein eigenständiges Arbeitsfeld (vgl. Oelschlägel 2001, S. 104). Er betont, Gemeinwesenarbeit als professionelle Strategie zu sehen, die nicht mit Formen bürgerschaftlichen Engagements im Stadtteil zu vergleichen ist (vgl. Oelschlägel 2001, S. 100).

3.2 Soziokulturelle Animation und Soziokulturelle Arbeit

3.2.1 Begriffsbestimmungen

Soziokulturelle Animation und Soziokulturelle Arbeit sind immer eingelagert in die gesellschaftliche Entwicklung:

„Die Interventionen der soziokulturellen Animation spielen sich im Rahmen des vorhandenen ökonomischen, kulturellen und politischen Kontextes ab. Soziokulturelle Animation umfasst sämtliche Aktivitäten, und Initiativen, die einzelne, Gruppen und Gemeinschaften dazu befähigen und motivieren, sich ihr Alltagsleben in Verbindung und im Austausch mit dem jeweiligen soziokulturellen Umfeld (wieder) anzueignen. Soziokulturelle Animation stellt auch eine Handlungsweise dar, die einzelne und Gruppen darin bestärkt, selbstbewusst und selbstverantwortlich an den Veränderungsprozessen des modernen Lebens zu partizipieren, wobei den Aspekten der sozialen und kulturellen Vernetzung, der Selbstaktivität und wechselseitigen Kommunikation sowie dem kreativen, gemeinschaftlichen Tätigsein besondere Bedeutung zukommt“ (Hongler/Willener 1998, S. 20).

Die Wiege der Animation liegt in Frankreich. Dort hat sich das Adjektiv „soziokulturell“ in den sechziger Jahren erstmals mit dem Begriff der Animation zur Bezeichnung bestimmter sozialer und kultureller Handlungen verbunden. Die verschiedenen Identitäten und Funktionen der „Animation“ wurden von Gillet genauer untersucht. Er unterscheidet beispielsweise zwischen sozio-kultureller, kultureller, sozialer, sozio-educativer, schulischer und sozial-kultureller Animation (vgl. Gillet 1998, S. 35).

In Deutschland rezipierte Opaschowski den Begriff der Animation, der heute noch in der Freizeitwissenschaft und Freizeitpädagogik angesiedelt ist.

So spricht Opaschowski nicht von „soziokultureller“, sondern von „Freizeitkultureller Animation“ (vgl. Moser u.a. 1999, S. 16).

Sowohl Gillet als auch der Österreicher Popp hingegen betonen immer wieder, dass die Animation nicht von der Freizeitpädagogik/-wissenschaft herrührt (vgl. Moser u.a. 1999, S.19).

In der Schweiz vermischten sich dann die verschiedenen Ansätze: die deutsche Freizeitpädagogik und die französischsprachige Animationsbewegung trafen aufeinander. 1989 wurde die „gemeinsame Plattform der schweizerischen Schulen für soziokulturelle Animation“ geschaffen. Diese versuchte eine erste Definition:

„Soziokulturelle Animation ist eine soziale Aktion, welche sich in verschiedenen Aktivitäten ausdrückt, abhängig von den sozialen, kulturellen und politischen Bedingungen und Möglichkeiten der betroffenen Bevölkerung. Diese Aktion zielt darauf ab, die betroffenen Gruppen zu strukturieren und aktivieren, um die von diesen Gruppen beabsichtigten sozialen Veränderungen zu erreichen. Die Teilnahme beruht auf Freiwilligkeit, und die Aktion findet auf der Basis demokratischer Strukturen statt. Die Mittel der Aktion sind Methoden der aktivierenden Pädagogik, welche die Mitbeteiligung stimulieren“ (gemeinsame Plattform der schweizerischen Schulen für soziokulturelle Animation 1989 zit.n. Moser u.a. 1999, S. 20).

So können auch zwei Perspektiven der soziokulturellen Animation wahrgenommen werden. Einerseits ist sie eine demokratiefördernde Methode, die von den Bedürfnissen der Betroffenen ausgeht und Partizipation in allen Lebenszusammenhängen fördern will, damit eine bessere Qualität im Gemeinwesen erreicht werden kann. Andererseits will sie die sinnvolle Nutzung der Freizeit ermöglichen (vgl. Moser u.a. 1999, S. 25).

Zielsetzungen der soziokulturellen Animation sind:

- Integration und Partizipation; Kooperation und Vernetzung auf der Grundlage von Eigenständigkeit und Selbstorganisation
- Bedürfnisorientierung im Ausgleich mit den Interessen anderer Akteure/Akteurgruppen
- Vielfalt der kulturellen Ausdrucksformen durch die Beteiligten
- Konfliktbearbeitung und -lösung unter Beachtung präventiver Gesichtspunkte
- Lebensqualität und Wohlbefinden mit Bezug auf die verschiedenen Lebensbereiche (Arbeit, Familie, Freizeit,...)
- Innovation
- Prävention

(vgl. Hongler/Willener 1998, S. 22f.).

Die „Soziokulturelle Arbeit“ der Niederlande bewegt sich auf vielen Arbeitsgebieten – wie zum Beispiel der schon erwähnten Freizeit/Erholung, der Bildung und Erziehung, aber auch der Arbeit, der Kultur und dem Gemeinwesen aufbau (der größtenteils mit der bereits bekannten Gemeinwesenarbeit übereinstimmt). Unterstützt und betreut werden all jene

Menschen, die Verbesserungen und Veränderungen in ihrer Situation anstreben. Soziokulturelle Arbeiter bieten der Bevölkerung die Gelegenheit, ihre Probleme selbst zu lösen (vgl. Vlaar 1998, S. 13f.).

„Soziokulturelle Arbeit in umfassendem Sinn ist zu betrachten als eine sozialagogische Dienstleistung für Individuen, Gruppen und Organisationen, welche auf deren kulturelles und gesellschaftliches Funktionieren zielt. Der Anhaltspunkt ist vorwiegend, aber nicht ausschließlich, die Freizeit und ihre Ausprägungen. Obwohl Aktivitäten auch auf Arbeit, Schulung, Fürsorge oder Erziehung ausgerichtet sein können, spricht die soziokulturelle Arbeit die Leute doch primär im Bereich ihrer Freizeit an. Normalerweise erfolgt eine Beteiligung auf der Basis von Freiwilligkeit“ (Spierts 1998, S. 68).

Gillet betonte anlässlich des ersten internationalen Symposiums der Soziokulturellen Animation 2003

„(...), dass sich die Soziokulturelle Animation immer in Kompromisszonen und zwischen Netzwerken und Hierarchiestufen bewegt. Sie sei Restauration und interveniere zwischen Staat und Individuum, artikuliere zwischen Individuen, Gruppen und Gesellschaft oder zwischen der Mikro- und der Makroebene“ (Gillet 2003 zit.n. Wandeler 2004, S. 2).

Wandeler meint in diesem Zusammenhang

„(...), dass die Soziokulturelle Animation die Aufgabe hat, gemeinsam Brücken zu schlagen, die Auseinandersetzung zu fördern, Raum für demokratische Entwicklung zu sichern und den Gemeinsinn im Alltag zu gestalten“ (Wandeler 2004, S. 5).

Ähnlich drückt dies auch Vlaar im Vorwort zu Spierts „Balancieren statt Stimulieren. Methodisches Handeln in der Soziokulturellen Arbeit“ aus. Denn Spierts macht klar

„(...), dass die Perspektiven der soziokulturellen Arbeit im Überbrücken von Klüften liegen: Klüften zwischen Behörden und Bürgern, Individuen und Gesellschaft, Isolation und Partizipation“ (Vlaar 1998, S. 14).

3.2.2 Die Entwicklung der Soziokulturellen Animation und der Soziokulturellen Arbeit

Im stark katholischen Frankreich kümmerte sich zur Zeit der Industrialisierung die Elite um die Erziehung der (jungen) einfachen Leute. Später entwickelten sich auch weltliche Angebote und die Arbeiterbewegung organisierte sich, um

Selbständigkeit und Selbstorganisationskraft zu stärken. In dieser Zeit entstand der Begriff „éducation populaire“.

Die später so bezeichneten „animateurs de jeunesse“ waren ehrenamtlich in der Jugendarbeit tätig: beispielsweise bei den Pfadfindern oder christlichen Jugendorganisationen.

1936 wurde in Frankreich ein „Sous-secrétariat“ für Freizeit geschaffen, in dem Léo Lagrange mittels Film, Theater und Musik Freizeitanimation betrieb – Kultur sollte auch den einfachen Leuten zugänglich gemacht werden (vgl. Moser u.a. 1999, S. 43). Zusätzlich wurden Feriendörfer und Beherbergungsorganisationen gegründet.

In den „maisons de la culture“ sollte der breiten Bevölkerung Kultur nicht nur zugänglich gemacht, sondern auch die „Kulturproduktion“ gestärkt werden (vgl. Moser u.a. 1999, S. 44). Diese Entwicklung weist schon eindeutig auf die später in Deutschland verkündete *Kultur für alle* und *Kultur von allen* hin.

Die „centres de l'éducation“ und „centres sociaux“ wurzeln in der Settlement-Bewegung, hatten Präventionscharakter und sollten Hilfe zur Selbsthilfe bieten.

Die „éducation active“ bedeutete auch für Kinder weniger finanzstarker Familien regelmäßige Ferien mit Erholungs- und Entwicklungsmöglichkeiten. In den fünfziger und sechziger Jahren fanden sich Professionisten zusammen und prägten den Begriff der (soziokulturellen) Animation.

Durch die Frankophonie wurden bereits erwähnte Konzepte der Jugendarbeit in der Schweiz im Kleinen übernommen. Anfang der sechziger Jahre beschäftigte sich dann auch der Staat mit der Freizeit und Animation. Freizeitzentren wurden errichtet und dafür „animateurs de jeunesse“ ausgebildet. Im Zuge der 68er-Bewegung wandelte sich der „animateur de jeunesse“ zum „animateur socio-culturel“. Animation bezog sich also ausdrücklich auf mehr als die alleinige Jugendarbeit (vgl. Moser u.a. 1999, S. 48).

Der Begriff der „Animation“ tauchte nun auch in der deutschsprachigen Schweiz auf, obwohl ähnliche – wie bisher erwähnte – Vorläufer der soziokulturellen Animation natürlich auch dort, aber unter anderem Namen, zu finden waren.

In Deutschland verliefen die freizeitpädagogische sowie die kulturpädagogische Diskussion scheinbar recht unabhängig voneinander, denn in den siebziger Jahren fand zwar eine Rezeption rund um den Begriff der Animation statt, doch war bald darauf nur mehr die Rede von Freizeitpädagogik und

Freizeitwissenschaft (vgl. Moser u.a. 1999, S. 49). In den soziokulturellen Zentren wurde von soziokultureller Arbeit gesprochen, nicht aber von soziokultureller Animation.

Wichtig für das Deutschland der fünfziger und sechziger Jahre war eine sinnvolle Freizeitgestaltung, denn die Möglichkeit auf Freizeitbeschäftigung bot sich nun auch den unteren Schichten und diese sollten sie als kulturelles Kapital nutzen können (vgl. Moser u.a. 1999, S. 55).

Der Ursprung der soziokulturellen Arbeit der Niederlande liegt in der Volksbildung und Volkserziehung des 19. Jahrhunderts. Die Zeit der Aufklärung brachte eine Veränderung des politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebens mit sich: Im Mittelpunkt standen nun die menschliche Vernunft, die Individualität, die Natur und das Bürgertum suchte sich durch Volksbildung gegenüber dem Adel und der Geistlichkeit zu emanzipieren (vgl. Spierts 1998, S. 35). Man ging damals auch in den Niederlanden von der Annahme aus, dass Armut ein Erziehungsproblem sei, daher wurde Armenpflege durch erzieherische Maßnahmen ergänzt.

Im Zuge der Industrialisierung mussten viele Menschen der Arbeiterklasse in die Stadt, und dort überwiegend in Elendviertel oder Billigbauten, ziehen.

Nach dem Konzept von Arnold Toynbee wurde im Jahre 1892 in Amsterdam das erste Volkshaus der Stiftung Ons Huis (vor allem für die Arbeiterbevölkerung) gegründet, doch wohnten weder Akademiker noch Studenten direkt am Gelände, um vor Ort gegen eine Klassengesellschaft aufzutreten (vgl. Spierts 1998, S. 38).

Hauptsächlich Ex-Prediger, Studenten und vor allem Frauen waren in die Volkshausarbeit involviert. Mehr und mehr Volkshäuser entstanden und auf dem Lande wurde das erste Dorfhäuser gegründet.

Da es der Jugend mehr Aufmerksamkeit zu schenken galt, wurden die ersten Klubhäuser errichtet. Grundintention dieser Klubhäuser war die Volksbildung. Der Schulungs- und Bildungsmangel dieser Jugend sollte in der Freizeit kompensiert werden.

Um 1925 wurden die ersten Nachbarschaftshäuser in leerstehenden Militärbaracken untergebracht. „Die Nachbarschaftshäuser bildeten ein wichtiges Instrument zur integralen Bewältigung ökonomischer, sozialer und hygienischer Probleme“ (Spierts 1998, S. 43). Der Schwerpunkt der Nachbarschaftshäuser lag im Unterricht und in der Berufsbildung.

Der einseitige, nur auf Problemgebiete gerichtete, Blickwinkel wurde 1960 aufgegeben und somit die Gemeinwesenarbeit der gesamten Gesellschaft zur

Verfügung gestellt. Neben der Klub- und Quartierhausarbeit entstand eine dritte Richtung, deren Wurzeln teilweise in der Volksbildungsarbeit zu finden sind (vgl. Spierts 1998, S. 48).

Die Zielsetzungen jedoch waren meist stark von der Subventionspolitik der Behörden abhängig. 1976 wurde ein eigenes Direktorat für soziokulturelle Arbeit mit einer Abteilung für Jugendangelegenheiten, Klub- und Quartierhausarbeit sowie Bildungs-, Erziehungs- und Gemeinwesenarbeit installiert (vgl. Spierts 1998, S. 53). Die soziokulturellen Aktivitäten sollten natürlich möglichst auf Impulsen aus der Bevölkerung beruhen. Partizipation, Bildung, Bewusst-werdung und Entfaltung beschreiben die unterschiedlichen Praxisfelder.

3.2.3 Arbeitsgebiete und Zielgruppen

Soziokulturelle Animation spricht die AdressatInnen zwar überwiegend in der Freizeit an, jedoch findet selbige als professionelle Tätigkeit in verschiedenen gesellschaftlichen Systemen statt und erfüllt dort bestimmte Funktionen (vgl. Moser u.a. 1999, S. 96ff.).

Marcel Spierts bezeichnet diese gesellschaftlichen Systeme als „Fokussierungsgebiete“ (vgl. Spierts 1998, S. 71).

Die Überschneidung der Arbeitsgebiete von soziokultureller Animation und soziokultureller Arbeit ist deutlich zu erkennen, deshalb werden diese nun nicht getrennt angeführt. Die Ziele der Interventionen sind mehr als ähnlich, auch wenn – schon allein aus sprachlichen Gründen – oft uneinheitliche Definitionen bzw. unterschiedliche Begriffe zu finden sind (beispielsweise steht Gemeinwesenenaufbau im Gegensatz zur Gemeinwesenarbeit nicht nur für professionelle Arbeit, sondern auch für BürgerInneninitiativen).

In der Politik (dem Gemeinwesenenaufbau) nimmt die soziokulturelle Animation bzw. die soziokulturelle Arbeit partizipative Funktionen und Funktionen der Kritik und Solidarität ein.

In der Bildung bzw. dem in der Soziokulturellen Arbeit betitelten Fokussierungsgebiet der Erziehung und Bildung sollen sowohl edukative Funktionen als auch ressourcenerschließende und vernetzende Funktionen erfüllt werden.

Der Bereich der Kultur bzw. Kunst und Kultur hat den Auftrag enkulturativer,

integrativer und ebenfalls ressourcenerschließender und vernetzender Funktionen zu erfüllen. Durch Kunstanimation, durch den Abbau von Schwellen in Hinblick auf kulturelle Beteiligung, soll in kulturellen Zentren das Hineinwachsen der Individuen und Gruppen in die Kultur und die Gesellschaft gefördert und erleichtert werden.

Die Erholungs- und Rekreationsfunktion, sowie die Funktion des Zeitmanagements, wird im Bereich der Erholung und Freizeit durch Animation (z.B. auch sportliche Tätigkeiten) erfüllt.

Nicht außer Acht gelassen werden darf die präventive Funktion von soziokultureller Animation und soziokultureller Arbeit. Gesellschaftliche Probleme werden früh wahrgenommen und kommuniziert – so kann zur Verhinderung ihrer Chronifizierung beigetragen werden (vgl. Moser u.a. 1999, S. 96f.; vgl. Spierts 1998, S. 71ff.; vgl. Spierts 1998, S. 191ff.).

Soziokulturelle Animation ist für alle Bevölkerungsschichten da – ist schicht-, alters- und kulturunspezifisch und widmet sich nicht nur benachteiligten Gruppen. Auch die Soziokulturelle Arbeit gilt als eine allgemeine Dienstleistung (vgl. Moser u.a. 1999, S. 103; vgl. Spierts 1998, S. 65).

„Dennoch geht die Animation ganz allgemein von den Bedürfnissen aller Menschen nach Entwicklung und Entfaltung von Kompetenzen wie Kommunikation, Kooperation, Kreativität, nach Ausschöpfung von Ressourcen und damit nach der individuellen und gemeinschaftlichen Selbstbestimmung und Mitgestaltung des konkreten Lebens aus. Erst in diesem Rahmen sind die unterschiedlichen gesellschaftlichen Bedingungen konkret zu berücksichtigen“ (Moser u.a. 1999, S. 206f.).

3.2.4 Methoden der Soziokulturellen Animation und der Soziokulturellen Arbeit

Soziokulturelle Animation wird als Intervention in ein soziokulturelles Geschehen betrachtet. Ziel dieser ist es, positive Veränderungen herbeizuführen. So sehen Moser, Müller, Wettstein und Willener den Professionisten in einer Interventionsposition, welche im Zentrum aller Aufgaben steht und gleichzeitig als Drehscheibe fungiert. Jede dieser vier Interventionspositionen (AnimatorIn, OrganisatorIn, MediatorIn, KonzeptorIn) ist in Verbindung und in Rückkoppelung mit den anderen zu sehen (vgl. Moser u.a. 1999, S. 122f.).

Die Aufgabe der Animation ist es – wie schon mehrmals erwähnt – Individuen, Gruppen und Gemeinschaften zur Selbsttätigkeit zu aktivieren. Dies geschieht

durch Anregung, Ermutigung und Befähigung. Dazu braucht es Kommunikation. Auch Spierts nennt die Kontaktaufnahme als erste Kernaufgabe der soziokulturellen Arbeit und betont hierbei die notwendigen kommunikativen Fertigkeiten der verbalen, aber auch nonverbalen Kommunikation (vgl. Moser u.a. 1999, S. 128ff.; vgl. Spierts 1998, S. 132ff.).

Als OrganisatorIn soll man die AdressatInnen unterstützen, sich selbst zu organisieren. Die auszuführenden Aktionen sind zielorientiert, wollen ein bestimmtes symbolisches oder materielles Produkt (vgl. Moser u.a. 1999, S. 136ff.).

Programmieren und Organisieren gilt als die zweite Kernaufgabe der soziokulturellen Arbeit. Spierts meint mit dem Organisieren das Arrangieren der bevorstehenden Aktivitäten. Programmieren bezieht sich auf das Ausdenken, Entwerfen, Entwickeln und Evaluieren derselben (vgl. Spierts 1998, S. 136).

Die Position des Mediators/der Mediatorin macht die vermittelnde Aufgabe in der soziokulturellen Animation deutlich. Gillet beschreibt dies folgendermaßen:

Die Mediationsfunktion „(...) weist darauf hin, dass der Animator durch die Projekte, die er initiiert, dazu beiträgt, neue Situationen zu schaffen, die es Gruppen ermöglichen, sich bekannt zu machen sowie sich auszudrücken und es den übrigen institutionellen Akteuren erlauben, ihre Antworten besser der Nachfrage anzupassen. Er wird so Schöpfer von Orten und Zeiten der Mediation“ (Gillet 1998, S. 204).

Auch Spierts betrachtet die Interventionsposition der Mediation als Schlüsselposition in der soziokulturellen Animation bzw. soziokulturellen Arbeit. Diese macht die ständige Gratwanderung zwischen Parteilichkeit und Vermittlung deutlich (vgl. Moser u.a. 1999, S. 144ff.; vgl. Spierts 1998, S. 90).

Als vierte Interventionsposition wird die des Konzeptors/der Konzeptorin genannt. Mit „Konzeptarbeit“ ist die Analyse des Handlungsortes der soziokulturellen Animation bzw. soziokulturellen Arbeit und die Fundierung der konkreten Interventionsform gemeint (vgl. Moser u.a. 1999, S. 154ff.).

Als dritte Kernaufgabe der soziokulturellen Arbeit bezeichnet Spierts die Betreuung von TeilnehmerInnen und Freiwilligen. Diese ist natürlich davon abhängig, ob am Einzelfall, in der Gruppe oder im Gemeinwesen gearbeitet wird (vgl. Spierts 1998, S. 157).

Die vierte Kernaufgabe bezieht sich auf die Verwaltung und Organisation von Einrichtungen, in denen soziokulturelle Arbeit stattfindet und die fünfte auf die Entwicklung soziokultureller Arbeit und soziokultureller Politik (vgl. Spierts 1998, S. 168; Spierts 1998, S. 171).

Der soziokulturelle Arbeiter führt die Kernaufgaben immer vor dem Hintergrund der aktuellen Entwicklungen und der gesellschaftlichen Bedeutung soziokultureller Arbeit aus (vgl. Spierts 1998, S. 113). Spierts fasst die Ausgangspunkte der soziokulturellen Arbeit wie folgt zusammen:

Soziokulturelle Arbeit reagiert auf Initiativen und Bedürfnisse unterschiedlichster Bevölkerungsgruppen und hat vorwiegend mit Individuen und Gruppen zu tun, die auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Gebieten in Rückstand geraten sind. Sie versucht an die sich im Stadtteil, in der Nachbarschaft, im Dorf ereignenden Entwicklungen anzuknüpfen, da die soziokulturelle Arbeit dort verankert ist. Wichtig ist die aktive Anteilnahme der dort Ansässigen in Form von Selbstorganisation – die soziokulturelle Arbeit schafft nur die Bedingungen hierfür. Sie bietet Möglichkeit zur Begegnung, Beteiligung und zur gesellschaftlichen und kulturellen Orientierung. Voraussetzung ist aber immer gegenseitiger Respekt und Toleranz (vgl. Spierts 1998, S. 113f.).

Als Methode hierfür nennt Spierts das „methodisch-agogische Handeln“. Im deutschen Sprachraum ist dieser Begriff kaum bekannt, Spierts setzt ihn als Oberbegriff für die Vielzahl der professionellen Interventionsformen innerhalb soziokultureller Tätigkeitsgebiete ein. Die Grundformen für die agogische Arbeit sind Arrangieren, Animieren, Informieren, Beraten und Unterrichten (vgl. Spierts 1998, S. 122 ff.). Für die soziokulturelle Arbeit steht wohl das Arrangieren und Animieren im Vordergrund.

Eine begriffliche Besonderheit der soziokulturellen Arbeit existiert als Strategie in der „individuellen Streckenbetreuung“. Hierbei geht es um die Aktivierung wenig motivierter Gruppen, die zumeist von regulären Instanzen schon aufgegeben worden sind (z.B. Arbeitslose). Die soziokulturelle Arbeit sucht selbige in ihrer eigenen Umgebung auf, um sie wieder ansprechbar zu machen. Das bedeutet für die AdressatInnen oft die letzte Chance auf Wiedereingliederung in die Gesellschaft (vgl. Spierts 1998, S. 228).

3.2.4.1 Die Projektmethode

Wie schon in der Gemeinwesenarbeit wird auch in der soziokulturellen Animation und der soziokulturellen Arbeit die Projektmethode betont. Ein „großes Plus“ in der Projektmethode ist vor allem auf organisatorischer Seite

zu verbuchen. Der zeitliche, räumliche, organisatorische, personelle und finanzielle Rahmen ist klar definiert. Die Projekte spielen sich außerhalb der Alltagsroutine ab. Es kann „auf neuen Wegen zu neuen Zielen“ (Hongler/Willener 1998, S. 15) gelangt werden.

Die bereits erwähnten Interventionspositionen der soziokulturellen Animation bündeln und fokussieren sich innerhalb eines Projekts – im Berufsalltag werden sie jeweils eher isoliert eingenommen (vgl. Moser u.a. 1999, S. 161).

Gillet bezeichnet die Fähigkeit von AnimatorInnen als „strategische Kompetenz“, die eine „generalistische“ Flexibilität und Vielseitigkeit beinhaltet, und befähigen soll

- „die Situation vor Ort in ihren sozialen, ökonomischen, kulturellen, demographischen und politischen Dimensionen zu analysieren,
- Diagnosen zu stellen, die aus diesen Analysen hervorgehen,
- Handlungsvorschläge zu erstellen im Sinne von Zielen, Mitteln, Zeitplänen, damit sie betroffenen Partnern zur Reflexion und Diskussion unterbreitet werden,
- Partner zu finden, sie für die durch die Bevölkerungsgruppen oder durch den Animator vorgeschlagenen Aktionen oder Projekte zu mobilisieren,
- Mittel zur Messung der Resultate zu erarbeiten und sie einzusetzen,
- die beschlossenen Aktionen umzusetzen und darüber Rechenschaft abzulegen“

(Gillet 1995 zit.n. Hongler/Willener 1998, S. 26).

Oft wird in Projekten recht unkonventionell gearbeitet und die Projekt(beg)leiterInnen können mehr Kreativität und Einfallsreichtum als in der täglichen Arbeit in selbige investieren. Gleichzeitig sind sie dazu auch „gezwungen“, denn ein Projekt hat ja einen zeitlich begrenzten Rahmen, in dem gesetzte Ziele erreicht werden sollten. Ebenso müssen Personen im Zuge dieser speziellen Arbeit manchmal Rollen, Positionen und Funktionen einnehmen, die in Widerspruch zu ihren sonstigen Tätigkeiten stehen können. Ein Projekt gleicht einem Prozess – man erhält neue Sichtweisen und erkennt, was in der jeweiligen Situation anders/besser gemacht werden hätte können.

Hongler und Willener betiteln genannte Schwierigkeiten der Projektarbeit als zeitliches, personales, institutionelles und inhaltlich-konzeptuelles Spannungsverhältnis (vgl. Hongler/Willener 1998, S. 19).

Die Sonderstellung der Projektmethode in der soziokulturellen Animation versuchen Moser, Müller, Wettstein und Willener mit der Breite der Einsatzmöglichkeiten und einigen spezifischen Eigenschaften aufzuzeigen:

„Angesichts des sozialen Wandels, der sich im soziokulturellen Feld stark bemerkbar macht, sind Projekte ideale Instrumente, um schnell auf neue Aufgabenstellungen und Herausforderungen reagieren zu können.

Die Projektmethode ist unabhängig vom Arbeitsfeld vielseitig einsetzbar und lässt sich auf zahlreiche Situationen anwenden.

Projekte haben das Potential, brachliegende Ressourcen für bestimmte Anliegen zu mobilisieren.

Projekte bieten Gewähr, dass die Fachkräfte nicht zu lange an die Bearbeitung einer bestimmten Thematik gebunden werden, sondern nach Projektende wieder frei werden, sei es für das alltägliche Programm der Einrichtung, oder aber für die Bearbeitung neuer Frage- oder Problemstellungen. Dennoch bietet das Projekt – unter der Voraussetzung einer partizipativen Anlage – die Möglichkeit, dass eine dauerhafte Wirkung über das Projektende hinaus erzeugt werden kann“ (Moser u.a. 1999, S. 162).

Immer wieder fällt im Zusammenhang mit Gemeinwesenarbeit, Soziokultureller Animation und Soziokultureller Arbeit das „Zauberwort“ Partizipation. Partizipation bedeutet im ursprünglichen Sinn Teilnahme bzw. Teilhabe und „umfasst grundsätzlich alle Lebensbereiche“ (Guggisberg 2004, S. 13).

Partizipation darf keine „Einmal-Veranstaltung“ (Lüttringhaus 2001, S. 266) sein, sondern ist ein ständiger Prozess.

Der Begriff der „Partizipation“ und der „Beteiligung“ hat in den neunziger Jahren das in den sechziger und siebziger Jahren geprägte Begriffspaar der „Demokratisierung/Mitbestimmung“ zunehmend verdrängt (vgl. Moser u.a. 1999, S. 110).

Gillet spricht von Partizipation als

„(...) zwingender Bestandteil der Animation: Die Animation ist das Leben, das Leben der Gruppe, des Quartiers, der Stadt der Bevölkerung. Die Partizipation ist das Heilmittel für das gesellschaftliche Krankheitsbild dieser Zeit“ (Gillet 1998, S. 54).

„Partizipation“ wird heute sehr vielfältig verwendet. Je nach Form der Beteiligung werden verschiedene Stufen und Formen unterschieden:

Handelt es sich um bloße Information oder Mitsprache, kann wohl kaum mehr von Beteiligung gesprochen werden. Die Betroffenen haben keinen Einfluss auf Beschlüsse bzw. Entscheidungen.

Wirkliche Beteiligung meint wesentlich mehr: nämlich die Mitentscheidung

und die Mitbeteiligung an der Realisierung bestimmter Vorgehensweisen bis hin zur Selbstverwaltung (vgl. Guggisberg 2004; vgl. Moser u.a. 1999, S. 113). Die betreffenden Menschen sollen gerade so viel Unterstützung bekommen, dass sie ihre erschwerten Lebensbedingungen selbst verbessern können.

Als Folge von Partizipation kann auch eher eine nachhaltige Wirkung diverser Projekte bemerkt werden.

Nachhaltigkeit zielt auf einen längerfristigen Projekterfolg ab – genau das wird in der Projektarbeit angestrebt. Ob Nachhaltigkeit jedoch wirklich erreicht wird/wurde, kann man erst lange nach Beendigung des Projekts feststellen. In der Praxis aber werden Nachevaluationen verhältnismäßig selten durchgeführt.

Die Direktion für Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe (DEH) nennt folgende Prinzipien, die „die Nachhaltigkeit von soziokulturellen Projekten fördern:

- Zielgruppen- und Bedürfnisorientierung,
- Hohe Partizipation, beziehungsweise Übernahme von Verantwortung der Zielgruppe schon während des Projekts,
- Realistische Projektgestaltung,
- Einsetzung einer sich selbst organisierenden Gruppe vor Abschluss des Projekts,
- Niedrige Folgekosten,
- Einbettung in den lokalen Kontext.“

(vgl. DEH 1990 zit.n. Hongler/Willener 1998, S. 34).

4. „WochenKlausur“ – Gesellschaftspolitischer Aktivismus in der Kunst

4.1 Die KünstlerInnengruppe „WochenKlausur“

Die Wiener KünstlerInnengruppe „WochenKlausur“ führt seit 1993 soziale Interventionen durch. Der Begriff der Intervention steht hier für jede Art der Veränderung gesellschaftspolitischer Defizite. Problemlagen – vor allem Lebensbedingungen von Randgruppen – sollen erkannt, beleuchtet und verbessert werden.

Kunst wird von der WochenKlausur also nicht mehr als rein formaler Akt gesehen, sondern soll bestimmte Probleme in unserer Gesellschaft lösen. Oft lassen sich diverse „Missstände“ auf dem unkonventionellen Weg der Kunst leichter bearbeiten. Trotzdem müssen die Aufgaben der jeweiligen Interventionen genau definiert werden, um wirklich effektive Problemlösungen erzielen zu können.

Das ist der Grund, warum die KünstlerInnen – wie der Name WochenKlausur schon sagt – für einige Wochen in Klausur treten. Die ganze Energie des Teams kann in einem begrenzten Zeitraum auf das jeweilige Projekt konzentriert werden – das macht wahrscheinlich auch den großen Erfolg der WochenKlausur aus.

Im Winter 1992 lud Wolfgang Zinggl acht KünstlerInnen in die Wiener „Secession“, um an der Lösung eines ortsspezifischen Problems zu arbeiten. Unter dem Titel „11 Wochen in Klausur“, sollte die Gruppe eine medizinische Versorgung Obdachloser einrichten. Seither betreut eine fahrende Ambulanz monatlich hunderte Patienten ohne Krankenschein und ohne Kosten für die Betroffenen.

Auf Einladung der „Shedhalle Zürich“ baute ein neu zusammengestelltes Team dann unter dem Namen WochenKlausur eine Pension für drogenkonsumierende Frauen auf.

Seitdem wurden national und international siebzehn Projekte unter Mitarbeit vieler KünstlerInnen durchgeführt, auf einige wird in Kapitel 4.4 eingegangen.

Bis 1997 leitete Wolfgang Zinggl die WochenKlausur. Später wurden einzelne Interventionen auch von anderen KünstlerInnen des Teams organisiert. Der Kulturwissenschaftler und Künstler Mag. Dr. Wolfgang Zinggl ist durch Lehraufträge an verschiedenen Universitäten und als Bundeskurator für bildende Künste (1997-2000), Leiter des „Depot“-Kunst und Diskussion (1997-2004),

ORF-Stiftungsrat (2001-2004) und inzwischen als Abgeordneter zum Nationalrat (Die Grünen) auch abseits seiner soziokulturellen Interventionen kein „unbeschriebenes Blatt“. Vielleicht hat gerade seine Person und seine Arbeit einen wesentlichen Beitrag zur Akzeptanz der Kunst- und Kulturprojekte im sozialen Bereich geleistet.

4.2 Arbeitsweisen und Methoden der Gruppe

Die Gruppe WochenKlausur „stellt sich präzise Aufgaben und versucht in zeitlich begrenzten Intensiveinsätzen Lösungen für erkannte Probleme zu erarbeiten“ (Zinggl 2001, S. 17). Meist arbeiten sechs bis acht KünstlerInnen im Zeitraum von etwa acht Wochen an einem Projekt. So können sie ihren gesamten Innovationsgeist und ihre Energie auf diese begrenzte Zeit konzentrieren – die rasche Verwirklichung der geplanten Interventionen wird ermöglicht (vgl. Jeannée 2001, S. 8).

Voraussetzung für jedes Projekt der WochenKlausur ist die Einladung einer Kunstinstitution, die den KünstlerInnen die Räumlichkeiten zur Verfügung stellt und auch ihre Finanzierung übernimmt.

Für gewöhnlich wird ein Problembereich, in und an dem gearbeitet werden soll, vorgegeben. Die Detailarbeit liegt dann aber bei der Gruppe selbst. Es wird vor Ort recherchiert, um entsprechende Interventionsmaßnahmen vorschlagen zu können. Nur selten wurden die KünstlerInnen mit ganz konkreten Wünschen der einladenden Kunstinstitution konfrontiert.

Um die geplanten Interventionsmaßnahmen innerhalb der knappen Projektzeit auch immer vollständig durchführen zu können, scheut sich die Gruppe nicht, sich auch unorthodoxer Methoden und einiger Tricks zu bedienen, um etwaige – beispielsweise bürokratische – Hürden zu umgehen und schneller an ihr Ziel zu gelangen. So werden PolitikerInnen auch mal unter Vorpiegelung nicht ganz richtiger Sachverhalte aus der Reserve gelockt – zum Zwecke der sofortigen und intensiveren Beschäftigung mit den aufgezeigten Problembereichen, oder bei Finanzierungsproblemen. Die gesetzten Ziele müssen bestmöglich und rasch erreicht werden: Beispielsweise konnte die Zusage für die Finanzierung der in der fahrenden Ambulanz für Obdachlose tätigen Ärzte durch die Stadt Wien erst dann erreicht werden, als ein Journalist vorgab, über dieses Projekt zu recherchieren. Somit standen die zuständigen PolitikerInnen unter Druck – negative Berichterstattung drohte. Es musste gehandelt werden, die Finanzierung stand.

4.3 Kunst und soziale Intervention

Heutzutage muss Kunst nicht mehr ein Objekt sein, nicht mehr in eigens dafür ausgewiesenen Räumen wie Museen und Galerien stattfinden. Kunst setzt sich auch mit der Realität auseinander.

Schon seit vielen Jahrzehnten ist die Veränderung des Kunstbegriffes immer deutlicher zu verfolgen:

„Wir können ruhig davon ausgehen, dass Kunst immer Funktionen hatte und hat. Menschen, die Kunst machen, bewerten oder diskutieren, verfolgen damit immer auch eine Absicht. Manchmal ist ihnen die Absicht nicht recht bewusst. Dies ist vor allem der Fall, wenn nach den Ursachen des Tuns überhaupt nicht gefragt wurde. Es wird Zeit, dass wir uns der Funktionen von Kunst bewusst werden.

Kunst kann viele Aufgaben übernehmen. Sie kann ihre Auftraggeber und Produzenten repräsentieren, sie kann Identitäten stiften und pflegen, aber sie kann auch snobistische Allüren befriedigen, den bildungsbürgerlichen Hunger nach Wissen und Besitz stillen. Kunst als Spektakel kann die Freizeit auffetten, sie kann als finanzielles Spekulationsobjekt dienen oder Gefühle übermitteln“ (Zinggl/Jeannée 2004, S. 170).

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts sind KünstlerInnen bemüht, ein anderes als das rein traditionelle Kunstverständnis aufzubauen. Aktionen, Ideen, Handlungen oder Prozesse, die sich mit Verhältnissen in denen wir leben auseinandersetzen, haben den Kunstbegriff erweitert. Mit Hilfe der Kunst werden soziale, politische und ökonomische Bedingungen verbessert.

4.3.1 Was haben die Projekte der „Wochenklausur“ mit Kunst zu tun?

Die Bedeutung des Kunstbegriffes war und ist einer ständigen Veränderung unterworfen. Das Verständnis für diesen Begriff wird beeinflusst mit/von jeder Funktion, die „Kunst“ erfüllen soll. „Ganz normale“ Handlungen oder sozialpolitische Interventionen erhalten dieses Prädikat. Projekte der Wochenklausur wie die medizinische Versorgung Obdachloser oder die Errichtung einer Notschlafstelle für drogenabhängige, sich prostituierende Frauen unterscheiden sich nicht von ähnlichen aktivistischen Handlungen außerhalb der Kunst. „Kunst werden sie erst, wenn das von den Aktivisten eingefordert und von einer Gruppe bestätigt wird“ (Zinggl 2001, S. 130).

Wer in der Gesellschaft bestimmt aber, was in der Kunst anerkannt wird? Wenn alles Kunst sein kann, warum ist das dann nicht so? Welche Maßstäbe ent-

scheiden über Kunst? Genau hier kommen wohl wieder die „elitären Kreise“ wie Museen und andere Kunstinstitutionen ins Spiel, die den Kunstbegriff konstruieren – beeinflusst von Politik, Wirtschaft und Wissenschaft, gesteuert und geleitet über die Medien. Was an den sozialen Interventionen soll nun Kunst sein? Wie auch in der traditionellen Kunst geht es um die Veränderung bestimmter Grundlagen (Leinwand, Stein, etc.). So besteht die Kunst wohl darin, erkennbare und sinnvolle Veränderungen von Lebensverhältnissen anzupfeilen und sie auch herbeizuführen.

4.3.2 Was haben die Projekte der „WochenKlausur“ mit Sozialem zu tun?

Ein sozialpolitischer Prozess kann auch kunstlos bleiben. Wenn es darum geht, anderen zu helfen, lassen sich Menschen oft die kreativsten Lösungsmöglichkeiten einfallen, ohne dabei auch nur einen Gedanken an die Kunst zu verschwenden.

Doch der „Mythos Kunst“ hilft oft, zum Beispiel im politischen Bereich, schneller ans Ziel zu kommen und Erfolge für die jeweiligen Interventionen verbuchen zu können. SozialarbeiterInnen und andere ProfessionistInnen müssen dem Amtsweg folgen. Richtlinien sind einzuhalten und Anträge, Formulare auszufüllen - ganz abgesehen davon, dass soziale Institutionen oft überfordert sind. Das braucht Zeit. Die Kunst hält sich kaum an Regeln. Die WochenKlausur arbeitet mit dem „System“. Die KünstlerInnen können auf unorthodoxe Weise und mit verschiedensten Vorgangsweisen beispielsweise über Medien großen Druck auf EntscheidungsträgerInnen einzelner Projekte ausüben. Kreativität ist gefragt und für scheinbar schwer überwindbare Probleme können unbürokratische Lösungen gefunden werden.

Der Arbeit der WochenKlausur wird ab und an vorgeworfen, dass die Interventionen zur Stabilisierung der Verhältnisse beitragen, indem sie lediglich die Symptome bekämpfen. Hier bekennen die KünstlerInnen, dass scheinbare Lösungen von Problemsituationen manchmal Folgeprobleme nach sich ziehen: Doch entgegnen sie, dass die größere Gefahr wohl darin liegt, dass häufig weder Symptome noch Ursachen bekämpft werden, weil allzu lange sämtliche Ursachen der Probleme gesucht und untersucht werden, so dass gar nichts gegen diese unternommen wird (vgl. Zinggl 2001, S. 136). Die KünstlerInnen der WochenKlausur wollen mit ihrer Arbeit soziale Probleme aufzeigen, auch wenn nicht immer sofort langfristige Lösungen der Schwierigkeiten zu erreichen sind. Den Versuch ist es wert.

Für Kunst im traditionellen Sinn lassen sich kaum allgemeingültige „Qualitätskriterien“ festlegen; für die Kunst der Intervention ist dies machbar: Konkrete Verbesserungen im gesellschaftlichen Zusammenleben sollen herbeigeführt werden – die Qualität der Arbeit der Wochenklausur ist anhand der Ergebnisse im Vergleich zur angekündigten Absicht zu erkennen (vgl. Zingg 2001, S. 130).

4.4 Projektbeispiele

Die folgende Auflistung aller bisher von der Wochenklausur durchgeführten Projekte macht deutlich, in welchen unterschiedlichen Lebensräumen oder „Milieus“ interveniert wird:

- 1993 „Intervention zur medizinischen Versorgung der Obdachlosen“ in Wien
- 1994 „Intervention zur Drogenproblematik“ in Zürich
- 1994 „Intervention zum sozialen Status älterer Menschen“ in Civitella d' Agliano
- 1995 „Intervention zur Ausländerbeschäftigungspolitik“ in Graz
- 1996 „Intervention in der Schule“ in Wien
- 1996 „Intervention zur Verbesserung der Schubhaftbedingungen“ in Salzburg
- 1997 „Intervention zur Ortsentwicklung“ in Ottensheim
- 1998 „Intervention zur Situation der Erwerbslosen“ in Berlin
- 1998 „Intervention zur Zukunft der Arbeit“ in Linz
- 1999 „Intervention zum Aufbau von Sprachschulen in Mazedonien“ in Venedig
- 2000 „Intervention zur Einrichtung von Projektunterricht an Schulen“ in Fukuoka
- 2001 „Intervention zur öffentlichen Streitkultur“ in Nürnberg
- 2001 „Intervention zur Kommunalentwicklung ‘Von Ort zu Ort‘“ in der Steiermark und in Niederösterreich
- 2002 „Intervention zum Wahlrecht“ in Stockholm
- 2003 „Intervention zur Animation von Menschen mit geistiger Behinderung“ in Graz
- 2003 „Intervention zur beruflichen Qualifikation ehemaliger Drogenabhängiger“ in Wien
- 2003 „Intervention zur Verbesserung der öffentlichen Wahrnehmung von Subkulturen“ in Helsingborg

Um die Arbeit der KünstlerInnen zu veranschaulichen, werden nun drei dieser Projekte näher beschrieben:

„Intervention zur medizinischen Versorgung der Obdachlosen“

Das erste Projekt der WochenKlausur fand auf Einladung der Wiener „Secession“ statt. Damals waren vor dem Eingang des international renommierten Ausstellungshauses viele Obdachlose anzutreffen. Die KünstlerInnen konnten ihre medizinische Versorgung ohne Bezahlung und Krankenschein sicherstellen. Dies geschah in Form einer mobilen Ambulanz. Ein Großraumtransporter wurde umgebaut und seitdem fährt ein Team von ÄrztInnen in regelmäßigen Abständen verschiedene Treffpunkte der Obdachlosen ab und betreut monatlich rund 600 PatientInnen.

Die Finanzierung der ÄrztInnen blieb bis zum letzten Moment ungewiss. Erst als ein Korrespondent der Zeitschrift „Spiegel“ in Gegenwart der zuständigen Stadträtin vorgab, über das Projekt zu recherchieren, fühlte sie sich wohl unter Druck gesetzt und sagte die Finanzierung zu.

„Intervention zur Drogenproblematik“

Die WochenKlausur wurde von der „Shedhalle“ nach Zürich geladen, um ein Projekt zur Drogenproblematik zu realisieren. Zu dieser Zeit wurden die öffentlichen Sozialleistungen für Abhängige extrem verringert. Die Frauen versuchten ihre Drogenabhängigkeit durch Prostitution zu finanzieren. Sie waren der Gewalt ausgeliefert und konnten nicht einmal tagsüber Ruhe finden, da zu dieser Zeit die Notschlafstellen ja geschlossen hatten. Eingerichtet wurde also eine Notschlafstelle für drogenabhängige, sich prostituierende Frauen, die aber in späteren Jahren immer wieder gegen ihre Schließung ankämpfen musste und mehrmals ausquartiert wurde.

Um in diesem Fall die für das Projekt notwendige mediale und politische Akzeptanz zu erlangen und so die Finanzierung für die Pension zu ermöglichen, wurde die Idee entwickelt, kleine Gesprächsrunden unter Ausschluss der Öffentlichkeit durchzuführen. Wohl aber sollte in den Medien darüber berichtet werden. Ein Partyschiff wurde gemietet und es fuhr täglich auf dem Züricher See – zwanzig Tage lang immer mit einer Gruppe von vier Personen an Bord, die sich über die Drogenproblematik unterhalten sollten. Vor und nach den Bootsfahrten wurden sie über das Vorhaben der WochenKlausur informiert und so war das mediale Interesse geschürt. PolitikerInnen konnten auf diese Art zu einer Bootsfahrt „überredet“ werden. Die Verhandlungen nahmen ihren Lauf, ohne dass die Thematik aufgeschoben wurde.

„Intervention zur Verbesserung der öffentlichen Wahrnehmung von Subkulturen“

Das öffentliche Leben Helsingborgs wird von der bürgerlichen Kultur dominiert. Ziel der Intervention war ein offeneres Kulturverständnis: der Austausch und die Annäherung der unterschiedlichen Kulturen und eine längerfristige Zusammenarbeit zwischen dem „Dunkers Kulturhaus“ und den geladenen Gruppen sollte ermöglicht werden. Die Wochenklausur wollte den unterschiedlichsten Kulturen wie beispielsweise den Jugend- und Subkulturen und verschiedensten Interessensgruppierungen die Chance geben, sich am öffentlichen Leben zu beteiligen. Um diese präsentieren zu können brauchte es eine Plattform, denn das „Dunkers Kulturhaus“, das die Wiener KünstlerInnengruppe eingeladen hatte, wurde nur von BesucherInnen aus gutbürgerlichem Hause frequentiert. Vor dem Kulturhaus wurde deshalb ein aus Paletten gebautes Häuschen aufgestellt und jede Woche konnte sich eine andere Gruppierung vorstellen und den Raum auf ihre Weise nutzen.

5. Die Intervention der „WochenKlausur“ im Pflegezentrum Kainbach

5.1 Die Ausgangssituation

Als Graz zur „Kulturhauptstadt Europas 2003“ auserkoren wurde, sollte auch ein Beitrag zum „Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderung“ geleistet werden. So kam es, dass das 2001 rund um Wolfgang Temmel gegründete Künstlerkollektiv *sinnlos* die KünstlerInnen der WochenKlausur zu einer Intervention lud.

Was aber ist *sinnlos*? *sinnlos* hat vor allem im Kulturhauptstadtjahr 2003 und auch 2004 eine Vielzahl unterschiedlichster Projekte gestartet, um auf die Barrieren unserer Gesellschaft hinzuweisen. *sinnlos* sieht sich nicht als „Behindertenprojekt“, sondern eher als „work in progress“, das die Methoden und Strategien der Be- und Verhinderung im täglichen Leben, in der Gesellschaft, in der Kunst thematisiert. Gearbeitet wird vor allem „mit den Mitteln, Methoden und Ausdrucksmöglichkeiten der zeitgenössischen, zeitkritischen und daher ebenfalls oft stigmatisierten Kunst“ (Timmel/Kraus 2004, S. 12).

Die Diskriminierung „Behinderten“ ist allgegenwärtig und die KünstlerInnen von *sinnlos* versuchten und versuchen in Symposien, Ausstellungen, Konzerten, Performances und Publikationen die Öffentlichkeit darauf aufmerksam zu machen und einen Umdenkprozess einzuleiten. Das hat ihnen auch den „Förderpreis für Kunst- und Kulturprojekte zur Integration von Menschen mit geistiger Behinderung 2004“ eingebracht.

Die für die Intervention der KünstlerInnen vorgegebene Thematik war die der „Behinderung“. Nun war es also Aufgabe der WochenKlausur festzustellen, wo in Graz und in welcher Art und Weise ein Projekt beziehungsweise eine Intervention in diesem Bereich am Notwendigsten erscheinen würde.

Der Begriff der „Behinderung“ wird umgangssprachlich dazu verwendet, Alltagsphänomene zu beschreiben, die hinderlich sind. Bestimmte Behinderungsformen werden oft dazu benutzt, andere Menschen herabzusetzen oder zu kritisieren. Können Menschen in ihrer physischen Erscheinung, ihren psychischen Ausdrucksformen oder in ihren kognitiven Möglichkeiten gewissen medizinischen und/oder gesellschaftlichen Normen nicht gerecht werden, werden sie unter dem Begriff „Behinderte“ subsumiert (vgl. Metzler/Wacker 2001, S. 118).

Viele Menschen müssen mit körperlichen und/oder psychischen Defiziten leben, doch die „Behinderung“ wächst mit der sozialen Ausgrenzung. Vor allem Menschen mit geistiger Behinderung werden gemieden und ihre Fähigkeiten und Begabungen wenig gefördert. Das verschlimmert ihre Lebensbedingungen, denn dadurch entstehen zusätzliche Defizite an persönlicher Kompetenz.

In Österreich ist die Gleichstellung von behinderten und nichtbehinderten Menschen und ihr barrierefreier Zugang zu öffentlichen Bereichen gesetzlich verankert:

„Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden. Die Republik bekennt sich dazu, die Gleichbehandlung von behinderten und nichtbehinderten Menschen in allen Bereichen des täglichen Lebens zu gewährleisten“ (Artikel 7, Absatz 1 des Österreichischen Bundesverfassungsgesetzes zit.n. Konvent der Barmherzigen Brüder Kainbach. Johannes von Gott-Pflegezentrum 2000, S. 4).

Die Praxis ist aber eine andere – gerade Menschen mit geistiger Behinderung betreffend. Das mussten auch die KünstlerInnen der Wochenklausur feststellen. Es gibt in Graz zwar gut funktionierende Institutionen und Organisationen, die sich um die Bedürfnisse von Menschen mit geistiger Behinderung bemühen, doch gelten diese Bemühungen zumeist den jüngeren Menschen. Ältere Menschen mit Behinderung hingegen, die vielleicht nicht einmal mehr Angehörige haben, werden oft an Pflegeheime verwiesen. Dort ist aber die für die Betroffenen so notwendige Abwechslung im Alltag selten gegeben.

Padma Bhatt, Barbara Dirnberger, Claudia Eipeldauer, Petra Kickenweitz, Martina Reuter, Wolfgang Zinggl und Pascale Jeannée recherchierten in vielen Grazer Einrichtungen. Die meisten dieser Institutionen wünschten keine Einmischung in ihren Arbeitsalltag. Immer wieder jedoch kam der Hinweis: Wenn Menschen mit Behinderung altern, ist das Johannes von Gott-Pflegezentrum der Barmherzigen Brüder Kainbach am Rande von Graz „zentrales Auffanglager“ und zugleich oft „Endstation“ für die Betroffenen.

5.1.1 Johannes von Gott und der Orden der Barmherzigen Brüder

Der Gründer des Ordens der „Barmherzigen Brüder“ - Johannes von Gott - wurde als Joao Cidade Duarte vermutlich am 8. März 1495 im portugiesischen Montemor-o-Novo geboren, verließ aber bald das Elternhaus. 1538 ließ er sich

als Buchhändler in Granada nieder. Von einer Predigt von Johannes von Avila irritiert, wurde er als „Geisteskranker“ in das königliche Hospital gebracht. Dort erfuhr er am eigenen Leibe menschenverachtende Misshandlungen gegenüber den Ärmsten der Gesellschaft und entschloss sich, seine Zukunft der Sozialfürsorge zu widmen. Er las Kranke auf der Straße auf und versorgte sie, opferte ihnen sein gesamtes Hab und Gut und konnte dank seiner Bildung später auch wohlhabende Freunde für seine Ideen gewinnen, obwohl seine ersten Verbündeten und Mitarbeiter aus dem kriminellen Milieu stammten. Im Jahre 1546 gründete er das erste eigene Krankenhaus mit Platz für 100 PatientInnen.

1550 starb Johannes von Gott. 1630 wurde er selig und 1690 heilig gesprochen. Die Bruderschaft, die sich aus seinen Mitarbeitern und Nachfolgern gegründet hatte, wurde 1571 auch kirchlich anerkannt.

Leitspruch der nachfolgenden Bruderschaft war:

„(...) offen zu sein für die Not der Menschen, ihrem Recht auf Zuwendung, Betreuung und Pflege ungeachtet der Herkunft oder des Glaubensbekenntnisses bis hin zum würdigen Tod zum Durchbruch zu verhelfen“ (Konvent der Barmherzigen Brüder Kainbach. Johannes von Gott-Pflegezentrum 2000, S. 51).

Die Krankenpflege erfolgte grundsätzlich unentgeltlich und die Bruderschaft erlangte auch in der Fachwelt Anerkennung. 1605 wurde von den Barmherzigen Brüdern das St. Barbara Spital im damaligen Österreich übernommen und einige Jahre später die erste Ordensniederlassung in Wien, dann das Krankenhaus in Graz gegründet. 1875 erwarb Pater Sigismund Schmid als damaliger Prior der Barmherzigen Brüder in Graz das Gut Kainbach.

Heute ist der Orden in 46 Ländern mit 293 Einrichtungen vertreten. In Österreich ist die Ordensprovinz der Barmherzigen Brüder mit 3300 Betten größter privater Krankenanstaltenträger.

5.1.2 Das Johannes von Gott-Pflegezentrum der Barmherzigen Brüder Kainbach

Das Pflegezentrum der Barmherzigen Brüder Kainbach kann also auf eine lange Tradition zurückblicken. Rechtsträger dieser Institution ist der „Konvent der Barmherzigen Brüder Kainbach zum Allerheiligsten Erlöser“ und für die Gesamtleitung zeichnet sich derzeit Frater Wolfgang Mösslacher verantwortlich.

Das Johannes von Gott-Pflegezentrum bietet 600 Menschen mit geistiger und/oder körperlicher Behinderung Platz. Seit Herbst 2004 ist in Kainbach auch eine Therapiestation für Drogenkranke untergebracht.

Gerade weil Kainbach vor einigen Jahren noch als anachronistisches Muster einer viel zu großen Einrichtung kritisiert wurde, bemühen sich heute rund 500 MitarbeiterInnen um die individuelle Rücksichtnahme auf die jeweiligen Bedürfnisse und Fähigkeiten des Einzelnen.

In Kainbach hat sich vieles geändert: das riesige Areal wurde ausgebaut und so konnten individuellere Wohnmöglichkeiten geschaffen werden. In Nebengebäuden gibt es kleinere Wohngruppen – gemischt- und gleichgeschlechtlich, je nach Wunsch der BewohnerInnen.

Neben den Wohngruppen verstehen sich die Therapiewerkstätten als Räume zur gemeinsamen Arbeit, Kommunikation und mehr. Auf freiwilliger Basis übernehmen die KlientInnen so auch wieder Verantwortung, die Motorik und Wahrnehmungsfähigkeit wird gefördert. Gearbeitet wird im textilen und technischen Bereich oder in der Landwirtschaft. Auftragsarbeiten diverser Firmen werden ausgeführt und Produkte zum Verkauf in den hauseigenen Läden hergestellt.

Die Beschäftigungsangebote sind vielfältig: Es gibt beispielsweise die Bewegungs- und Sporttherapie mit dem eigenen „Zirkus Kunterbunt“ und der Möglichkeit auf Teilnahme bei den „Special Olympics“, einen eigenen Chor, eine Musik- und eine Theatergruppe.

In den neunzehn Stationen wurde ein Bezugspflegesystem eingerichtet, das heißt einem Betreuer/einer Betreuerin sind zwei bis drei BewohnerInnen zugeteilt, für die er/sie Vertrauensperson ist. Schrittweise versucht man bei betagten Menschen nun auch, das „Pflegetheorie nach Böhm“ umzusetzen. Professor Erwin Böhm ist der Begründer der psychobiographischen Pflegelehre und der sich daraus ergebenden „re-aktivierenden und symptom-spezifischen Pflege“. Hauptanliegen hierbei ist, alte Gewohnheiten und die manchmal auch sehr persönlichen Lebensbewältigungsstrategien der Betroffenen in der psychogeriatrischen Pflege zu berücksichtigen.

Es ist also offensichtlich, dass sich das Pflegezentrum Kainbach nicht nur im medizinisch-therapeutischen Sektor weiterentwickelt hat. Dennoch finden fast

alle diese wohlgemeinten Ansätze direkt im Areal des Pflegezentrums Anwendung. Am Rande von Graz gelegen...

5.1.3 Kognitive Beeinträchtigung – soziale Ausgrenzung? Kritische Betrachtung des Pflegezentrums Kainbach

Der Deutsche Bildungsrat definierte 1973 „geistige Behinderung“ wie folgt:

„Als geistig behindert gilt, wer infolge einer organisch-genetischen oder anderweitigen Schädigung in seiner psychischen Gesamtentwicklung und seiner Lernfähigkeit so sehr beeinträchtigt ist, daß er voraussichtlich lebenslanger sozialer und pädagogischer Hilfe bedarf. Mit den kognitiven Beeinträchtigungen gehen solche der sprachlichen, sozialen, emotionalen und motorischen Entwicklung einher“ (Empfehlung der Bildungskommission 1973 zit.n. Thimm 1994, S. 13).

In dieser Definition ist der gesteigerte Hilfestellungs- und Förderbedarf von Menschen mit geistiger Behinderung klar ersichtlich. Die einzige Lösung hierfür sah man lange Zeit in der Unterbringung der betroffenen Personen in (Groß-)Anstalten.

Die Skandinavier (zuerst die Dänen wie z.B. Bank-Mikkelsen, dann die Schweden) aber organisierten ihr Fürsorgesystem für Menschen mit Behinderung neu und stellten Ende der fünfziger Jahre das sogenannte „Normalisierungsprinzip“ in den Raum:

„Normalisierung als Leitvorstellung für das sozialpolitische, sozialadministrative, soziale und pädagogische Handeln und als Zielvorstellung für das System der Hilfen für Menschen mit Behinderung besagt: Mitbürgerinnen und Mitbürger mit geistigen oder körperlichen Behinderungen oder seelischen Beeinträchtigungen sollen ein Leben führen können, das dem ihrer nichtbeeinträchtigten Mitbürgerinnen/Mitbürger entspricht. In aller Kürze: ein Leben so normal wie möglich. Dieses ist am ehesten erreichbar, wenn die dabei eingesetzten Mittel so normal wie möglich sind“ (Thimm 1994, S. 1).

Normalisierung setzt bei den alltäglichen Lebensbedingungen beeinträchtigter Menschen an – meint „Alltagsorientierung“, um größtmögliche Partizipation der Betroffenen erreichen zu können (vgl. Thimm 1994, S. 2). Das bedeutet die notwendige Trennung der verschiedenen Lebensbereiche wie zum Beispiel Wohnen – Arbeit – Freizeit. Die Umsetzung erfordert Dezentralisierung; Regionalisierung und Kommunalisierung. Große stationäre Einrichtungen sollten zugunsten kleinerer Wohngruppen abgebaut werden.

Die Wohnsituation für Menschen mit geistiger Behinderung hat sich inzwischen verbessert, jedoch leben Menschen mit schwersten Behinderungen oder alte Menschen noch immer häufig in stationären Einrichtungen. Wohnen soll nicht nur bedeuten, einen Platz zum Leben oder ein Dach über dem Kopf, sondern auch Raum für Individualität zu haben (vgl. Fornefeld 2000, S. 134). Die Betroffenen sollen denselben Zugang zu Lebensbedingungen und Alltagserfahrungen erhalten wie andere – also auch wie andere, aber mit Unterstützung, in einer eigenen Wohnung oder Gruppenwohnung leben (vgl. Grunewald 2004, S. 103).

Gerade für ältere Menschen mit geistiger Behinderung stellt das Wohnen den „alltäglichen Lebensmittelpunkt“ (Windisch/Böttner 1997, S. 409) dar, deshalb darf bei der Wohnungsversorgung und Entwicklung von Wohnformen für Menschen mit geistiger Behinderung keine Altersgrenze aufgebaut werden; vielmehr muss man sich an deren Bedürfnissen orientieren (vgl. Windisch/Böttner 1997, S. 409).

Das Normalisierungsprinzip beinhaltet das Ziel der Integration von Menschen mit geistiger Behinderung in die Gesellschaft:

„Schließlich geht es darum, beeinträchtigte alte und alte behinderte Menschen aus desintegrativen Strukturen wie Großeinrichtungen, Anstalten und psychiatrischen Kliniken zu befreien und sie in gemeinde-nahe Versorgungsmodelle einzubinden. Betreutes Wohnen, Außenwohngruppen von Altenheimen oder Behindertenheimen, Klein(st)wohnheime und betreute Wohngemeinschaften stellen diesbezüglich verfolgenswerte Initiativen dar“ (Skiba 1996, S. 32f.).

Fornefeld verweist in diesem Zusammenhang auf die verschiedenen Ebenen, die – bezogen auf die Integration im Wohnalltag – zu berücksichtigen sind:

- Räumliche Integration (Wohneinrichtungen sind in normalen Wohngebieten anzusiedeln)
 - Funktionale Integration (Menschen mit geistiger Behinderung sollen allgemeine Dienstleistungen in Anspruch nehmen können)
 - Soziale Integration (Soziale Beziehungen in der Nachbarschaft sollen durch gegenseitige Achtung und Respekt getragen sein)
 - Personale Integration (Möglichkeit auf selbstbestimmtes Leben außerhalb des Elternhauses soll im Erwachsenenalter gegeben sein)
 - Gesellschaftliche Integration (Menschen mit geistiger Behinderung sollen in Bezug auf gesetzliche Ansprüche als Mitbürger akzeptiert werden)
 - Organisatorische Integration (Strukturen der Gemeinde sollen der Integration von Menschen mit geistiger Behinderung dienen)
- (vgl. Fornefeld 2000, S. 137).

Selbst die Arbeit dient nicht nur zur Sicherung des Lebensunterhaltes, sie ist Möglichkeit zur Selbstbestätigung, zu sozialer Anerkennung und zum Leben in der Gemeinschaft (Fornefeld 2000, S. 124).

In diesem Zusammenhang soll erneut auf die Notwendigkeit der Trennung von Wohnen, Arbeit und Freizeit hingewiesen werden. In der Umgebung der Wohnung könnten sich neue Beziehungen aufbauen, ebenfalls auf dem täglichen Weg zur Arbeit oder während der Arbeit. Mittlerweile existieren gut funktionierende Werkstätten und integrative Betriebe, die sich als „Einrichtung zur Eingliederung von Menschen mit Behinderung in das Arbeitsleben“ (Fornefeld 2000, S. 126) verstehen.

Der Schwede Nirje nennt acht Bereiche als Folgerungen aus dem Normalisierungsprinzip:

- Normaler Tagesrhythmus
- Trennung von Arbeit – Freizeit – Wohnen
- Normaler Jahresrhythmus
- Normaler Lebenslauf
- Respektierung von Bedürfnissen
- Angemessene Kontakte zwischen den Geschlechtern
- Normaler wirtschaftlicher Standard
- Standards von Einrichtungen

(vgl. Nirje 1977 zit.n. Thimm 1994, S. 19).

„Normalisierung“ kann laut Skiba aber auch bedeuten, „(...) Alten- und Pflegeheimbewohner intensiver an den sie betreffenden Entscheidungen teilhaben zu lassen, ihnen tagesstrukturierende Angebote zu machen, ihnen Bildungskurse zu offerieren oder gemeinsam mit ihnen eine Urlaubsfahrt zu planen und durchzuführen (...)“ (Skiba 1996, S. 34).

Dieses Verständnis des Normalisierungsprinzips ist wohl gemeint, wenn die MitarbeiterInnen des Pflegezentrums Kainbach davon sprechen, es anzuwenden.

Dem Pflegezentrum Kainbach ist aber zu Gute zu halten, dass es eines der wenigen ist, das „Menschen, die keiner mehr will“ aufnimmt. Die MitarbeiterInnen sind bemüht, den BewohnerInnen den Heimalltag möglichst attraktiv zu gestalten, doch gibt es in Großanstalten immer KlientInnen, die sich beispielsweise so zurückgezogen und/oder passiv verhalten, dass ihnen

wesentlich weniger Beachtung geschenkt wird, als anderen. Sie finden in ihrem Alltag weniger Abwechslung und haben auch keine Möglichkeiten, diesen außerhalb des Pflegezentrums kennenzulernen.

Hier versuchte die Wochenklausur mit ihrem Projekt zu intervenieren.

Wolfgang Zinggl meinte im Interview zur „Aufgabenstellung“ beziehungsweise zum Entstehen der Intervention:

„(...) In dem Fall war das Thema ‚Behinderung‘ – und ‚Wie gehen wir mit Problemen und Möglichkeiten von Behinderten um?‘.

Also das war das weite Thema, wir haben uns dann spezialisiert auf geistige Behinderung und haben begonnen zu recherchieren – bereits innerhalb des Projektes – welche Defizite es da gibt und sind im Zuge dessen dann auf jene geistig Benachteiligte gestoßen, die älter als 45 sind und an sämtlichen Institutionen mehr oder weniger fallen gelassen werden. Jetzt hab’ ich das ein bisserl übertrieben, aber es gibt kaum Einrichtungen, die sich um diese Altersgruppe bemühen.

Und in Graz schaut’s so aus: Wenn man fragt: ‚Ja was ist denn mit denen nachher?‘, dann bekommt man als Antwort: ‚Die gehen dann nach Kainbach‘ ... eine Art zentrale Anlaufstelle für alle, die sonst niemand mehr umsorgen und versorgen kann. Wir haben uns dann um dieses Heim dort gekümmert und entdeckt, dass es trotz guten Bemühens relativ wenig Möglichkeiten der Aktivierung gibt, also der Animation gibt, des Umgangs mit dem täglichen Leben dort.

Also die Leute stehen irre zeitig auf – meiner Meinung nach ziemlich unnötig – stehen dann um sieben Uhr schon in den Gängen herum, warten dann auf’s Mittagessen, stehen und sitzen dann wieder herum, warten dann auf’s Abendessen, dann gibt’s ein bisserl Fernsehen und dann gibt’s schon wieder Bettruhe und so. Also das ist ja meiner Meinung nach ein sehr trostloses, eher trauriges Leben. Das heißt nicht, dass es nur das dort gibt. Sie haben schon ein paar Sachen (...). Also sagen wir so, es gäbe noch viele Möglichkeiten, das zu verbessern und wir haben gesagt, wir wollen einmal mit einem Jahresprogramm zeigen, dass da Möglichkeiten sind, die auch relativ kostenneutral sind und haben dieses Programm für das Pflegeheim in Kainbach erstellt“ (Wolfgang Zinggl, 15. Oktober 2004).

5.2 Ziel der Intervention

Die KünstlerInnen gingen von der Annahme aus, dass sich die verhärteten Defizite der BewohnerInnen des Pflegezentrums Kainbach durch geeignete Kommunikation, durch Motivation und durch aktive und passive Beschäftigung abschwächen lassen.

Nach Gesprächen mit einschlägigen Initiativen in Graz, wie den BewohnerInnen Kainbachs am ehesten zu individueller Beschäftigung und Freude verholfen werden könnte, stand fest, verschiedene Institutionen, Firmen private Personen und Vereine um Mithilfe zu bitten und diese zu fragen, ob sie einen Tag im Jahr mit einer Kleingruppe der BewohnerInnen verbringen und gestalten würden. Über fünfzig sagten zu und so konnte ein Jahresprogramm von Mai 2003 bis Mai 2004 erstellt werden. Jede Woche stand einer anderen Kleingruppe eine attraktive Veranstaltung bevor: Paragleiten, ein Besuch eines Fußballspiels mit Besuch der Spieler in den Kabinen, ein Rundflug über Graz, die gemeinsame Gestaltung einer Radiosendung...

Durch diese individuellen Beschäftigungs- und Anregungsprogramme außerhalb des Heimes sollte das Selbstwertgefühl der BewohnerInnen gestärkt und ihnen mehr Lebensfreude ermöglicht werden. Zusätzlich galt es, die Berührungängste nichtbehinderter Menschen im Umgang mit Menschen mit Behinderung abzubauen.

Das Projekt sollte auch kein einmaliges bleiben, sondern unter Berücksichtigung der Erfahrungen des ersten Jahres ein neuer Kalender mit neuen Angeboten erstellt werden.

6. Forschungsmethodik und Zielsetzung

Ziel meiner Diplomarbeit ist es, einen Einblick in soziokulturelle Interventionen zu geben und die Arbeit der Wiener KünstlerInnengruppe WochenKlausur anhand des Beispiels der „Intervention zur Animation von Menschen mit geistiger Behinderung“ zu beleuchten und gesetzte Ziele mit den offensichtlich erreichten zu vergleichen.

Die konkreten Fragestellungen für mich waren:

- Wie verlief die „Intervention zur Animation von Menschen mit geistiger Behinderung“?
- Welche Auswirkungen hatte dieses Projekt der WochenKlausur auf die BewohnerInnen des Pflegezentrums Kainbach?

Meine Datenquellen zu vorliegender Untersuchung resultieren aus teilnehmender Beobachtung und Interviews.

Ich begleitete einige der einzelnen Projekttage der Intervention und protokollierte diese:

Festgehalten wurden Datum und Ort des Projekts, Anzahl und Namen der TeilnehmerInnen (sowohl BewohnerInnen als auch BetreuerInnen des Pflegezentrums Kainbach), der Verlauf der Unternehmungen, die jeweiligen Aktivitäten bezugnehmend auf die Zielsetzung der Intervention und sonstige Auffälligkeiten.

Auf Basis meines eingehenden Literaturstudiums über Funktionen und Aufgaben der Arbeit im soziokulturellen Bereich – im Besonderen der Vorzüge der Projektmethode – und meiner Beobachtungen, konzipierte ich dann zwei Interviewleitfäden, um das Pflegezentrum Kainbach und die KünstlerInnengruppe WochenKlausur zur Intervention befragen zu können.

Eben genanntes verweist eindeutig darauf, dass ich in meinen Untersuchungen wissenschaftliche Methoden der qualitativen (Sozial-)Forschung angewandt habe, die ich in den Kapiteln 7. und 8. analysieren und interpretieren werde.

Als Grundlagen qualitativer Sozialforschung gelten die Prinzipien der Offenheit, der Kommunikation, des Prozesscharakters, der Reflexivität, der Explikation und der Flexibilität.

Offenheit meint die des Forschers gegenüber den Untersuchungspersonen, -situationen und den -methoden (vgl. Lamnek 1993, S. 28). Empirische

Forschung beinhaltet immer auch Kommunikation und ist prozesshaft, das heißt in ihrem Ablauf veränderbar. Ein weiteres Prinzip der qualitativen Sozialforschung ist das der Reflexivität in Gegenstand und Analyse, aber auch in der Sinnzuweisung und im Analyseprozess (vgl. Lamnek 1993, S. 29). Explikation meint die Offenlegung der Untersuchungsschritte und nicht zuletzt bedeutet Flexibilität im gesamten Forschungsprozess eine Notwendigkeit.

Philipp Mayring listet sechs allgemeine Gütekriterien qualitativer Forschung auf. Es sind dies die Verfahrensdokumentation, argumentative Interpretationsabsicherung, Regelgeleitetheit, die Nähe zum Gegenstand, kommunikative Validierung und die Triangulation (vgl. Mayring 1990, S. 104ff.). Triangulation bedeutet, für eine Fragestellung unterschiedliche Lösungswege zu entwerfen und die Ergebnisse miteinander zu vergleichen (vgl. Mayring 1990, S. 106).

Meine Forschungsmethode lehnte ich an die von den Soziologen Glaser und Strauss entwickelte „Grounded Theory“ an. Es ist dies eine „(...) qualitative Forschungsmethode bzw. Methodologie, die eine systematische Reihe von Verfahren benutzt, um eine induktiv abgeleitete, gegenstandsverankerte Theorie über ein Phänomen zu entwickeln“ (Strauss/Corbin 1996, S. 8).

In diesem Ansatz steht zu Beginn keine Theorie, sondern nur ein Untersuchungsbereich. Im Laufe des Forschungsprozesses kristallisiert sich dann ein Gegenstandsbereich heraus, der genauer untersucht wird und Ziel der Grounded Theory ist das Erstellen einer diesbezüglichen Theorie.

Gerade hier aber wird der Leser/die Leserin feststellen, dass meine Arbeit keine Theoriebildung zum untersuchten Gegenstandsbereich zur Folge hat, sondern eine Deskription einer Intervention ist. Ich wählte diese Forschungsmethode, da ich bestimmte Aspekte zum untersuchten Gegenstandsbereich – dieser speziellen Form einer soziokulturellen Intervention – analysiere und interpretiere. Ich vergleiche persönlich Beobachtetes, Informationen aus Interviews und aus der Fachliteratur bezogenes Wissen miteinander.

Eine Besonderheit der Grounded Theory ist die Analysemethode: der Kodierprozess. Das „Kodieren“ bezeichnet die Vorgehensweise, Daten aufzubrechen, sie zu konzeptualisieren und auf neue Art wieder zusammensetzen (vgl. Strauss/Corbin 1996, S. 39).

Man unterscheidet zwischen offenem, axialem und selektivem Kodieren – zu erwähnen ist, dass diese drei Typen nicht in strenger Reihenfolge stattfinden: Das offene Kodieren meint den Prozess des Aufbrechens, Untersuchens, Ver-

gleichens, Konzeptualisierens und Kategorisierens von Daten (vgl. Strauss/Corbin 1996, S. 43), das heißt Ereignisse werden bezeichnet (konzeptualisiert) und gruppiert (kategorisiert). Die Namen dieser stammen meist aus der Fachliteratur oder aus sogenannten „In-Vivo-Kodes“ - diese sind Worte, die von den InformantInnen verwendet wurden.

Das axiale Kodieren fügt die gewonnenen, aufgebrochenen Daten wieder neu zusammen und versucht Verbindungen zwischen einer Kategorie und ihren Subkategorien zu ermitteln (vgl. Strauss/Corbin 1996, S. 76). Also ist Grounded Theory eine „handlungs- und interaktionsorientierte Methode der Theorieentwicklung“ (Strauss/Corbin 1996, S. 83).

Beim selektiven Kodieren werden die einzelnen Kategorien zu einer Grounded Theory integriert, dies findet auf einer höheren, abstrakteren Ebene der Analyse statt (vgl. Strauss/Corbin 1996, S. 94f.).

Ein wichtiger Bestandteil des Analysierens ist das Beobachten von Veränderungen im untersuchten Gegenstandsbereich: der Prozessaspekt.

Das schon erwähnte (theoretische) „sampling“ ist verknüpft mit dem Kodieren. Sampling bezieht sich auf das Anstellen von Vergleichen der ausgearbeiteten Kategorien: „Es ist ein Aspekt der vergleichenden Analyse, der das gezielte Suchen und Erkennen von Indikatoren für die Konzepte in den Daten ermöglicht“ (Strauss/Corbin 1996, S. 148).

In meiner Untersuchung bemühte ich mich – ganz nach den Prinzipien von Glaser und Strauss – möglichst vorurteilsfrei an den Gegenstandsbereich heranzutreten und offen für neue Entdeckungen zu sein.

6.1 Die teilnehmende Beobachtung

Bei der teilnehmenden Beobachtung, einer Standardmethode der Feldforschung, steht der/die ForscherIn nicht passiv-registrierend außerhalb seines/ihrer Gegenstandsbereiches, sondern ist darin eingebettet (vgl. Mayring 1990, S. 56). Man steht zu den Beobachteten in Beziehung, kann eher die Innenperspektive erheben und sammelt die Daten „vor Ort“. Um dabei das der Forschung gesetzte Ziel nicht aus den Augen zu verlieren, bedarf es eines Beobachtungsleitfadens. Dieser war bei mir nur sehr grob angelegt, das heißt es gab wenige Richtlinien für meine Beobachtungen – ich wollte ja entdecken und Informationen gewinnen. Das bedeutete für mich die Durchführung einer sogenannten „unstrukturierten, teilnehmenden Beobachtung“ nach Girtler. Der Kontakt zum Untersuchungsfeld musste sensibel und mit Vorsicht hergestellt

werden, denn um wirkliche Nähe zum Gegenstandsbereich erlangen zu können, ist es von großer Bedeutung, dass der/die BeobachterIn nicht als störend empfunden, sondern akzeptiert wird. Den BewohnerInnen des Pflegezentrums Kainbach war meine Rolle als Beobachterin sehr wohl bewusst, auch wenn ich meistens für eine Reporterin gehalten wurde. Für gewöhnlich trafen wir uns schon in Kainbach und sind dann gemeinsam mit dem Bus zu den jeweiligen Unternehmungen gefahren. Ich wurde herzlichst aufgenommen, konnte aber – meiner Meinung nach – dennoch genug Distanz wahren, um möglichst objektive Beobachtungen anzustellen und detailliert protokollieren zu können.

Lamnek fasst die unstrukturierte, teilnehmende Beobachtung als qualitative Methode wie folgt zusammen:

- Die Beobachtung, sowie die Beobachtungsfelder sind offen
- Forscher und Beobachter sind ein und dieselbe Person
- Da es kein ausgearbeitetes Beobachtungsschema gibt, sind auch keine Beobachtungseinheiten fixiert
- In den verschiedenen Forschungsphasen können sich die Teilnehmerrollen ändern
- Ein Vorverständnis der Abläufe im sozialen Feld ist nicht notwendig
- Die Beobachtung dient der Theorieentwicklung und -prüfung
- Die Identifikation mit den Beobachteten ist Voraussetzung
- Die Aufzeichnung der Interpretationen erfolgt erst nach der Beobachtung
- Für die Interpretationen werden auch ergänzende Informationen und Erkenntnisse berücksichtigt

(vgl. Lamnek 1989, S. 305).

Ziel meiner teilnehmenden Beobachtungen war die Deskription, die „exakte und angemessene Beschreibung des Gegenstandes“ (Mayring 1990, S. 60), aufgrund meiner Beobachtungsprotokolle, des Tonband- und Bildmaterials. Dies konnte ich dann mit den Daten aus meinen Interviews vergleichen und analysieren.

6.2 Das Leitfadeninterview

In der qualitativen Forschung ist das Durchführen von Interviews eine beliebte Variante, um in kurzer Zeit zu einer großen Datenmenge zu gelangen. Auch können so die Befragten ihre eigenen Gedanken mit ihren eigenen Worten

formulieren (vgl. Lamnek 1989, S. 40). Mir persönlich war es wichtig, meinen Interviewpartner beziehungsweise meine Interviewpartnerin mit zentralen Themen aus meinen Beobachtungsprotokollen zu konfrontieren und – meines Erachtens nach – wichtige Aspekte dieser Intervention von verschiedenen Seiten beleuchten zu können. Ich hatte also konkrete Fragen, wollte meinen InterviewpartnerInnen aber dennoch die Möglichkeit einräumen, mehr von ihren Gedanken preiszugeben: daher wählte ich die Technik des Leitfadeninterviews. Aufgrund meiner Kenntnisse und der erfolgten teilnehmenden Beobachtung des Projektes formulierte ich zwei Interviewleitfäden. Die Interviews sollten demnach nicht strikt in geplanter Reihenfolge ablaufen. Ich wollte Basis für offen gehaltene Erzählungen rund um diese Intervention – die Planung, den Verlauf, die Ziele – schaffen. Wann welche Frage gestellt wird, sollte sich aus dem Gespräch ergeben.

Witzel fasste unter dem Begriff des „problemzentrierten Interviews“ alle Formen der offenen, halbstrukturierten Befragung zusammen. Obwohl das Interview sehr offen geführt wird, ist es zentriert auf eine vom Interviewer/von der Interviewerin vorab entdeckte und analysierte Problemstellung, auf die er/sie immer wieder zurückkommt (vgl. Mayring 1990, S. 46). Im Interview gibt es also ganz allgemeine Einstiegsfragen (die Sondierungsfragen), Leitfadenfragen für die wesentlichen Themenaspekte und spontane, nicht im Leitfaden verzeichnete, „Ad-hoc-Fragen“ (vgl. Mayring 1990, S. 48f.). Das problemzentrierte Interview wird dort verwendet, wo schon einiges über den Untersuchungsgegenstand bekannt ist und spezifischere Fragestellungen im Vordergrund stehen (vgl. Mayring 1990, S. 49). Die teilweise Standardisierung durch den Leitfaden erleichtert natürlich – wie schon erwähnt – die Vergleichbarkeit der verschiedenen Aspekte/Kategorien der Interviews enorm.

6.2.1 Interview-Leitfaden I

Im Laufe des Projekts habe ich einige BetreuerInnen um ihre Meinung zu dieser Intervention gebeten. Das konkrete Interview aber galt Mag. Ute Hausberger. Sie ist Betreuerin im Pflegezentrum Kainbach im Bereich „Sport und Bewegung“. Ihre Aufgabe war es, den einzelnen Aktivitäten die BetreuerInnen zuzuteilen und die diesbezügliche Koordinationsarbeit zu leisten. Ute Hausberger begleitete als Betreuerin sehr viele der Projektstage selbst und steht in ständigem Kontakt zu den AdressatInnen dieser Intervention – daher

war mir ihre Meinung sehr wichtig.

Das Interview habe ich am 29. September 2004 im Pflegezentrum Kainbach durchgeführt. Gerade durch diesen recht späten Interviewtermin – über vier Monate nach Ende der Intervention – erhoffte ich mir mehr Aufschluss über die Nachhaltigkeit des Projekts.

Die Fragen sollten folgende Aspekte erheben:

Reaktionen und Erwartungen auf das Angebot der Wiener KünstlerInnen-
gruppe WochenKlausur

- der Leitung/der BetreuerInnen/der BewohnerInnen des Pflegezentrums

Organisation und Koordination rund um die einzelnen Projektstage

- Auswahlmodus der TeilnehmerInnen für die Unternehmungen
- Vor- und Nachbereitung der Ausflüge

Verlauf der Intervention

- Verlauf der einzelnen Projektstage
- Zusammenarbeit intern (Pflegezentrum Kainbach)
- Zusammenarbeit mit den AnbieterInnen
- Zusammenarbeit mit der KünstlerInnengruppe WochenKlausur

Bedeutung der Intervention für die BewohnerInnen aus der Sicht der Be-
treuerInnen des Pflegezentrums der Barmherzigen Brüder Kainbach

- Aktivierung/Partizipation
- Integration
- Nachhaltigkeit

6.2.2 Interview-Leitfaden II

Das zweite Interview führte ich einige Tage später – am 15. Oktober 2004 – mit Mag. Dr. Wolfgang Zinggl in Wien. Den Initiator der KünstlerInnengruppe WochenKlausur habe ich in Kapitel 4.1 bereits vorgestellt. Ihn wollte ich also mit meinen Beobachtungen und den Meinungen der BetreuerInnen des Pflegezentrums Kainbach konfrontieren. Im Laufe des Projektes wurde mir nämlich bewusst, dass zwischen dem Pflegezentrum und der WochenKlausur mit Fortdauer der Intervention immer weniger Kommunikation herrschte.

Die Arbeit der Wochenklausur war ja nach dem Erstellen des Jahresplans und dessen Übergabe an das Pflegezentrum Kainbach im Prinzip beendet. Die Aktivitäten waren mit den jeweiligen AnbieterInnen durchorganisiert und die Kontakte hergestellt, natürlich aber standen die KünstlerInnen für etwaige Rückfragen und Probleme zur Verfügung.

Meine Fragen lassen sich ähnlich wie die in Interview I kategorisieren:

Entstehen der „Intervention zur Animation von Menschen mit geistiger Behinderung“

- Entstehen der Intervention
- „Aufgabenstellung“
- Zielsetzung

Organisation des Jahresprogramms – Planungsphase

- Dauer
- Reaktion des Pflegezentrums
- Reaktion der Firmen, Institutionen, Private, Vereine,... auf Anfrage

Verlauf der Intervention

- Zusammenarbeit mit dem Pflegezentrum Kainbach
- Zusammenarbeit mit den AnbieterInnen

Erfolg der Intervention

- Aktivierung/Partizipation
- Integration
- Nachhaltigkeit

7. „Intervention zur Animation von Menschen mit geistiger Behinderung“

7.1 Planungsphase

Im Zuge der Recherchen der WochenKlausur galt es herauszufinden, wie man die Betroffenen aktivieren und ihr Selbstwertgefühl stärken könnte. Die Idee Firmen, Institutionen, Privatpersonen und Vereine um Mithilfe zu bitten, erschien als eine gute Variante. Einerseits, weil die BewohnerInnen des Pflegezentrums Kainbach kostengünstig absolute „highlights“ außerhalb des Pflegezentrums erleben konnten, die auch für Menschen ohne Behinderung eine Besonderheit sind. Wie viele Menschen können schon von sich sagen, dass sie Paragleiten waren, eine Radiosendung live gestalteten, einen Hubschrauber- oder Segelrundflug oder eine Ballonfahrt miterleben durften?

Andererseits sollten die Barrieren zwischen Menschen mit und ohne Behinderung abgebaut werden.

Als ich Ute Hausberger zu Beginn unseres Interviews über ihre ersten Erwartungen bezüglich des Projekts befragte, meinte auch sie:

„Ja eigentlich wieder Öffnen nach Außen. Menschen, die mit unseren Leuten – mit Behinderten – nichts zu tun haben, können 'mal Berührungängste abbauen und unsere Leute sollen natürlich Spaß haben. Das ist einmal im Vordergrund“ (Ute Hausberger, 29. September 2004).

Durch die gemeinsame Gestaltung eines Halbtages sollte innerhalb der Gesellschaft ein anderes Verständnis/Verhältnis gegenüber „Behinderten“ erreicht werden.

Die KünstlerInnen der WochenKlausur setzten sich für diese Intervention folgendes Ziel:

„Unser Ziel war es natürlich auf der einen Seite zu zeigen, dass man mit Gesprächen Firmen, Einzelpersonen etc. dorthin bringen kann, dass die Leute einmal im Jahr einen Tag gesponsert haben, an dem sie mit je einer Gruppe von Bewohnern und Bewohnerinnen aus Kainbach ein Programm durchgeführt haben. Das war also das Ziel, dass wir so an die fünfzig Kooperationen organisieren und möglichst ohne Kosten. Ziel dahinter war auch schon, dass das vor allen Dingen die nutzen sollten, die sonst nicht rauskommen, die sonst keinen Sport betreiben wollen oder können, keine Möglichkeit der Aktivierung haben... und auch vielleicht die, die älter waren: so ab vierzig“ (Wolfgang Zinggl, 15. Oktober 2004).

Die Idee des Jahresplans war geboren und die KünstlerInnen wollten ihren Vorschlag der Leitung des Pflegezentrums unterbreiten. Wieder einmal war es der Gruppe nicht rasch genug möglich, hierfür einen Gesprächstermin zu bekommen. Daher wurde eine der bereits fast schon üblichen Strategien angewandt:

„Ich musste dann einfach, nachdem ich keinen Termin bekommen habe – nicht kurzfristig bekommen habe, und nachdem wir ja sehr zeitkonzentriert arbeiten müssen, weil wir innerhalb der Wochen, die wir dort vor Ort sind, unsere Projekte fertig machen müssen – (musste ich) zu einer Strategie greifen. Und zwar habe ich in Kainbach noch einmal angerufen und mich als Journalist für eine Zeitung ausgegeben und hab’ dann relativ schnell einen Termin bekommen“ (Wolfgang Zinggl, 15. Oktober 2004).

Natürlich haben die KünstlerInnen beim darauffolgenden Gesprächstermin ihren Trick aufge- und ihr Vorhaben erklärt. Der Vorschlag für dieses Projekt fand Anklang und Markus Keplinger (Leiter der Therapiewerkstätten) und Ute Hausberger wurden zu den hierfür notwendigen AnsprechpartnerInnen auserkoren. Diese sollten den bevorstehenden Jahresplan übernehmen und die in Kainbach vor Ort notwendigen Vorkehrungen treffen: die Information und Koordination der BetreuerInnen für die anstehenden Unternehmungen und die notwendige Reservierung der Busse.

Der nächste Schritt der Wochenklausur galt nun der Organisation der jeweiligen Projektstage. Die Planungsphase der einzelnen Aktivitäten dauerte circa ein Monat. Firmen, Institutionen, Privatpersonen und Vereine in Graz und Umgebung wurden kontaktiert und um ihre Mitarbeit gebeten. Sie sollten mit je einer Kleingruppe von BewohnerInnen Kainbachs einen halben Tag verbringen, ihnen besondere Aktivitäten ermöglichen und sie zur Selbsttätigkeit anregen. Die Reaktionen der Befragten waren größtenteils positiv. Es herrschte jedoch Unsicherheit, wie mit den Betroffenen umgegangen werden sollte, ob sie an den Aktivitäten überhaupt interessiert wären und vor allem was zu tun sei.

„Unsere Aufgabe war hier, ihnen mit Beispielen und Ideen auf die Sprünge zu helfen. Wir haben uns mit denen, die Bereitschaft gezeigt haben mitzumachen, zusammengesetzt und mit ihnen Ideen entwickelt die sie dann gerne auch allein noch weiterentwickelt haben, bis wir dann in die Detailplanung gegangen sind. Wir haben sie auch in dem einen Punkt beruhigt, dass immer BetreuerInnen mit dabei sind (...)“ (Wolfgang Zinggl, 15. Oktober 2004).

Es entstand ein Jahresplan mit fünfzig recht unterschiedlichen Projekttagen. Jede Woche sollte einer anderen Kleingruppe von BewohnerInnen des Pflegezentrums die Möglichkeit geboten werden, etwas Außergewöhnliches zu erleben: Das Grundkonzept ging von fünf bis acht TeilnehmerInnen pro Veranstaltung aus.

Da die Wochenklausur ja nur begrenzte Zeit vor Ort war und die Aktivitäten bis zu über einem Jahr im Voraus zu planen waren, musste sehr genau gearbeitet werden. Das detaillierte Jahresprogramm in Plakatform beinhaltete nicht nur Datum und Beschreibung der Projekte, sondern auch Informationen über die mögliche TeilnehmerInnenzahl, ob die Veranstaltungen rollstuhlgerecht oder vielleicht wetterabhängig wären. Zusätzlich wurde Ute Hausberger eine Mappe mit Informationen und Telefonnummern aller AnbieterInnen übergeben. Es schien von Vorteil, wenn die BetreuerInnen einige Tage zuvor noch einmal Kontakt aufnehmen könnten, um die VeranstalterInnen an ihre Abmachung zu erinnern und eventuelle Änderungen rechtzeitig besprechen zu können. Die KünstlerInnen der Wochenklausur arbeiteten den Jahresplan äußerst detailliert aus, dann wurde das Projekt vorgestellt und in die Obhut Kainbachs übergeben: „(...) man hat diese Sache im Sinne einer gut organisierten Vorgabe entlassen in seine Autonomie, so wie wir das immer machen“ (Wolfgang Zinggl, 15. Oktober 2004).

7.2 Verlauf der Intervention

Die Auswahl der jeweiligen TeilnehmerInnen für die einzelnen Projekttagelag nun im Ermessen der BetreuerInnen des Pflegezentrums, ebenso die Vorbereitung derselben auf die bevorstehenden Unternehmungen.

Insgesamt sah der von der Wochenklausur erstellte Jahresplan 50 Aktivitäten vor: 35 im Jahre 2003 und 15 Projekte 2004. Davon sollten sieben direkt im Pflegezentrum der Barmherzigen Brüder Kainbach und alle anderen bei den jeweiligen AnbieterInnen vor Ort in Graz und Umgebung stattfinden. Es gab viele herausragende Veranstaltungen, bei denen die BewohnerInnen Kainbachs zum Mitmachen und Mitdenken motiviert wurden und heute noch werden die Erlebnisse zum Besten gegeben:

„Also wenn ich da an den Rene denk', der sitzt im Rollstuhl und der war beim Hubschrauberfliegen und den hat man da reingehoben, also für den... der zeigt noch immer die Fotos jedem, der ins Zimmer kommt. Und auch bei anderen: die haben die Fotos hängen und zeigen sie jedem Besucher“ (Ute Hausberger, 29. September 2004).

Die letztendlich 46 durchgeführten Projekttage waren in dem von den KünstlerInnen der Wochenklausur gestalteten Jahresplan folgendermaßen angekündigt:

17. Mai 2003: Verein für Aquarien- und Terrarienkunde

Kennenlernen der Artenvielfalt im Naturschutzgebiet und Methoden der Wasseranalyse. Anschließend gemeinsames Grillen an den Bründlteichen.

TeilnehmerInnenzahl: 6

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: ja

21. Mai 2003: Steirische Motorflug Union

Experimentieren im Flugsimulator. Rundflug über Graz und Führung durch den Hangar der Flugzeugflotte.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: ja

23. Mai 2003: Club der Magier

Ein magischer Nachmittag exklusiv für die Besucher. Anschließend Einladung zur öffentlichen Magicshow.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

24. Mai 2003: Liebherr GAK

Gratiskarten für das Spiel gegen den SV Salzburg. Vor Spielbeginn Besichtigung der Spielerkabinen und des Spielfeldes.

TeilnehmerInnenzahl: 7

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

03. Juni 2003: Grazer Stadtwerke

Besichtigung der alten und neuen Straßenbahnwerkstätte und der City-Runner-Halle.

TeilnehmerInnenzahl: 6

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

12. Juni 2003: Schöckelbahn

Gratis Berg- und Talfahrt mit der Schöckelbahn.

TeilnehmerInnenzahl: 10

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: ja

20. Juni 2003: VÖWS Vereinigung österreichischer Windsurfschulen

Besuch eines Schnupperkurses „Segeln“ mit Erwerb von Grundkenntnissen bei einem kurzen Segelturn.

TeilnehmerInnenzahl: 6

Rollstuhlgerecht: nein

Wetterabhängig: ja

28. Juni 2003: Forstgut Teichalm (Wolfgang Stubenberg)

Spaziergang auf dem Waldlehrpfad „Moorweg“ unter der fachkundigen Anleitung des Försters.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: ja

05. Juli 2003: UMFC Union Modellflug Club

Einladung zum Sommerfest mit Modellflugvorführung. Die Gäste aus Kainbach haben die Gelegenheit selbst zu steuern.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

07. Juli 2003: Bergrettung Steiermark

Einblick in die Arbeit der Bergrettung und gemeinsames Picknick in Gröbming.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: nein

Wetterabhängig: ja

16. Juli 2003: Werkstatt Graz

Aufnahmen im Studio zur Gestaltung eines Beitrages für die elektronischen Marathonmedaille 2003. Danach Essen im Teranga.

TeilnehmerInnenzahl: 4

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

26. Juli 2003: Imkerei Kern

Besuch des Lehrpfades „Von der Blüte zum Honig“ – Bienen und Imker bei der Arbeit.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: ja

05. August 2003: Institut für elektronische Musik und Akustik

Klangerlebnis im „IEM Cube“. Demonstration der Beschallungsanlage mit über 80 Lautsprechern im Konzertraum der Kunstuniversität Graz.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

08. August 2003: Lurgrotte

Der Besitzer Peter Schinnerl führt durch die Lurgrotte.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

14. August 2003: Tramwaymuseum Graz

Führung durch das Museum und Fahrt mit einer alten Straßenbahn.

TeilnehmerInnenzahl: 7

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

18. August 2003: Flugschule Steiermark

Einführung ins Paragleiten mit Startversuchen.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: nein

Wetterabhängig: ja

28. August 2003: Giovannis Garden

Holzarbeiten im Kunstgarten in Graz mit anschließender Ausstellung der Werke.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: ja

02. September 2003: Forstamt Gutenberg

Exkursion in den Wald unter der Anleitung eines Waldpädagogen. Danach Grillen im Camp.

TeilnehmerInnenzahl: 6

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: ja

09. September 2003: Schöckelbahn

Gratis Berg- und Talfahrt mit der Schöckelbahn.

TeilnehmerInnenzahl: 10

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: ja

15. September 2003: Lomograph Clemens Hollerer

Fotografieren mit der Lomo-Kamera – „jedes Bild ist ein Treffer“.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

22. September 2003: Naturfreunde Graz (Harald Kahr)

Pilzexkursion unter fachkundiger Anleitung.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: ja

26. September 2003: Zotter Schokoladenmanufaktur GmbH

Herr Zotter führt durch den Betrieb. Schokoladenerzeugung mit Verkostung.

Für eine Sonderedition werden Etiketten entworfen.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

01. Oktober 2003: Lawinen- und Katastrophenhundeverein

Vorführung unterschiedlicher Leistungen ausgebildeter Rettungshunde in Graz.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: ja

07. Oktober 2003: Pferdereitgruppe Frindorf

Herbstliche Pferdekutschenfahrt mit Picknick.

TeilnehmerInnenzahl: 6

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: ja

13. Oktober 2003: Flaggl Ballooning GmbH

Mithelfen beim Aufbau des Heißluftballons. Auf- und Absteigen mit dem Ballon am Seil und danach „Taufe“ der Ballonfahrer in Stubenberg/See.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: nein

Wetterabhängig: ja

17. und 24. Oktober 2003: uniT - Verein für Kultur an der Karl-Franzens-Universität Graz

Produktionsbesprechung zur Fertigung eines Kurzfilmes. Beim zweiten Termin Erstellung des Filmkonzepts mit BewohnerInnen.

TeilnehmerInnenzahl: keine Angaben

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

28. Oktober 2003: Greifvogelwarte Riegersburg

Besuch einer Greifvogelflugschau mit anschließender persönlicher Betreuung durch die Falknerin.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: ja

03. November 2003: HLA für wirtschaftliche Berufe Eggenberg

Planung und Durchführung eines kleinen Kochevents in der Schule. Danach gemeinsames Essen der zubereiteten Speisen.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

04. November 2003: Botanischer Garten

Arbeit mit Pflanzen und Führung durch den Botanischen Garten Graz unter Anleitung von Botanikern.

TeilnehmerInnenzahl: 6

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

16. November 2003: GEFAS Gesellschaft für Alterswissenschaften und Seniorenstudium

Einladung zum International Tea in Graz. Ein Treffen der Kulturen und Generationen mit Musik und Buffet.

TeilnehmerInnenzahl: 6

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

27. November 2003: Ice and Art (Gert J. Hödl)

Vorführung der Arbeit an einer Eisskulptur der Eiskrippe im Grazer Landhaushof.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

02. Dezember 2003: Grazer Stadtwerke

Besichtigung der alten und neuen Straßenbahnwerkstätte und der City-Runner-Halle.

TeilnehmerInnenzahl: 7

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

08. Dezember 2003: HTU Graz - ÖH-Referat für chronisch Kranke und behinderte Studierende

Projekt „Zugang typischer Personen“ mit Architekturstudenten auf dem Gelände der TU Graz.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

12. Dezember 2003: Berufsfeuerwehr Graz

Führung durch das Feuerwehrdepot mit Besichtigung des Fuhrparks (Drehleiter, Boote, etc.) und der Einsatzzentrale.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

11. Jänner 2004: Hui-Ming Kou

Erlernen und probieren einer asiatischen Tuschzeichentechnik unter der Leitung von Frau Hui-Ming Kou.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

20. Jänner 2004: Museum der Wahrnehmung (Graz)

Experimentieren mit Wahrnehmungsinstallationen. Eventuell Besuch des Samadhi-Bades. Kleiner Imbiss.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: nein

Wetterabhängig: nein

29. Jänner/12. und 26. Februar 2004: City Yoga

Sanfte Yogastunden, Entspannungsübungen und Asanas (Technik zum Lösen von Blockaden und Energiestaus).

TeilnehmerInnenzahl: 8

Rollstuhlgerecht: nein

Wetterabhängig: nein

04. Februar 2004: Stein von Grein

Präsentation von Steinmetzarbeiten am Kunst- und Naturstein. Anschließend Verköstigung im Betrieb.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

19. Februar 2004: Radio Helsinki

Die Welt des Freien Radios. Gemeinsame Gestaltung einer Radiosendung.

TeilnehmerInnenzahl: 3

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

24. Februar 2004: ÖBB Graz

Besichtigung der Lokomotiven und des Stellwerks.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

02. März 2004: Sägewerk Stangl

Fühlen, riechen und spüren der unterschiedlichen heimischen Holzarten und gemeinsame Bearbeitung ausgesuchter Hölzer.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: ja

22. März 2004: Tier- und Naturpark Schloss Herberstein

Begleitung eines Tierpflegers bei der Arbeit - ein speziell zusammengestelltes Programm mit Tierfütterung und Streichelzoo.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: ja

07. April 2004: Café-Konditorei Hochl

Eiszubereitung und Verköstigung im Betrieb.

TeilnehmerInnenzahl: 5

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: nein

01. Mai 2004: ARGE Volkstanz (Markt Hartmannsdorf)

Veranstaltung eines Maibaumfestes mit Musik und Tanz im Pflegezentrum.

TeilnehmerInnenzahl: keine Angaben

Rollstuhlgerecht: ja

Wetterabhängig: ja

Mein „Einstieg“ in dieses Projekt erfolgte im Oktober 2003 – zur Halbzeit der Intervention. Meine Recherchen unter BewohnerInnen und BetreuerInnen ergaben durchwegs positive Rückmeldungen. Die Organisation und der Ablauf der einzelnen Unternehmungen funktionierte reibungslos. Alle Beteiligten waren bemüht, die Projektstage für die BewohnerInnen des Pflegezentrums möglichst attraktiv zu gestalten.

Als ein „highlight“ erwies sich beispielsweise das Paragleiten (siehe Abb. 1).

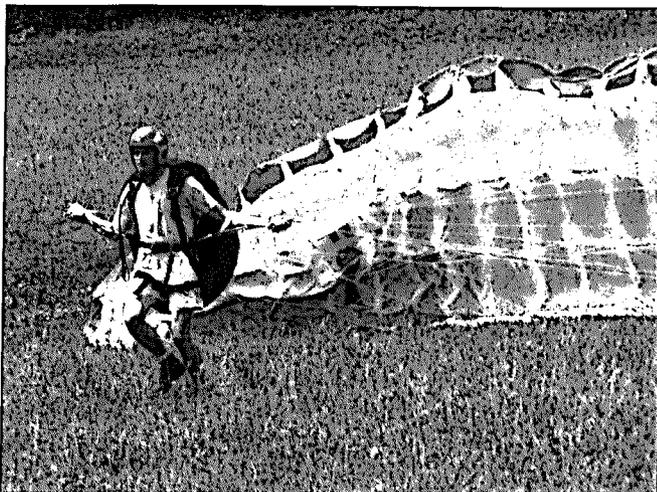


Abb. 1:
Startversuch Paragleiten

Um einen präziseren Eindruck über den Verlauf der Intervention in Hinblick auf meine Forschungsfragen zu bekommen, begleitete ich einzelne Projekte ab Ende Oktober 2003. Auf dem Programm standen ab diesem Zeitpunkt 24 Aktivitäten (21 verschiedene Veranstaltungen und drei Mal „City Yoga“). Aufgrund terminlicher Probleme – einige Projekte wurden unter anderem wegen Schlechtwetters auf eine andere Uhrzeit beziehungsweise einen anderen Tag verschoben – und der Tatsache, dass vier dieser Aktivitäten nicht zustande kamen, protokollierte ich 12 von den 22 unterschiedlichen Programmpunkten.

Diese untersuchte ich anhand folgender Kriterien:

■ Angaben über die TeilnehmerInnen:

Wie viele und welche BewohnerInnen und BetreuerInnen nahmen an den Veranstaltungen teil?

■ Angaben über die Rahmenbedingungen vor Ort:

Wetterabhängig? Rollstuhlgerecht?

■ Kurzbericht über die Aktivitäten:

Wie gestaltete sich der tatsächliche Ablauf der Veranstaltungen und wie wirkten sich die einzelnen Projektstage hinsichtlich der von der Wochenklausur in die Intervention gesetzten Erwartungen auf die BewohnerInnen des Pflegezentrums aus (Aktivierung und Partizipation/Stärkung des Selbstwertgefühls)?

28. Oktober 2003: GREIFVOGELWARTE RIEGERSBURG

Geplanter Veranstaltungsablauf:

Besuch einer Greifvogelflugschau mit anschließender persönlicher Betreuung durch die Falknerin (5 TeilnehmerInnen).

Rahmenbedingungen:

rollstuhlgerecht; wetterabhängig

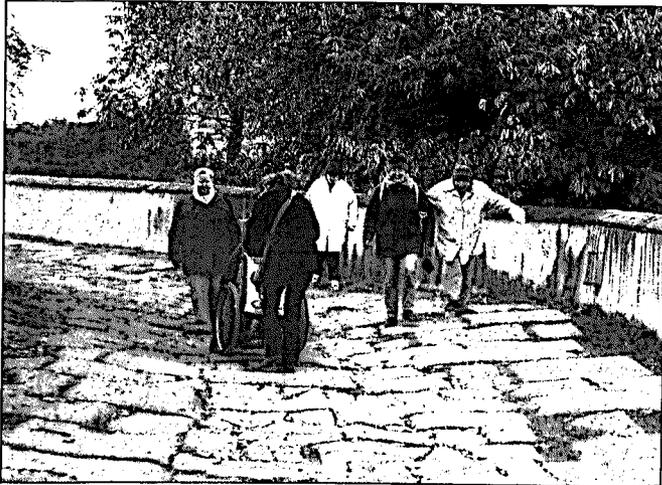


Abb. 2: Rollstuhlgerecht?

TeilnehmerInnen

5 Bewohnerinnen: Auer Helga, Feistl Elfriede, Koller Claudia, Mauerhofer Sonja, Mayerhofer Inge

2 Betreuerinnen: Hofbauer Elisabeth, Hofer Rosa

Rahmenbedingungen

Bei schon fast winterlichen Temperaturen traten wir den relativ langen Fußmarsch von der Bergstation des Liftes auf der Riegersburg zum tiefer gelegenen Veranstaltungsort der Greifvogelflugschau an. Es war steil und der Weg dorthin alles andere als rollstuhlgerecht. Die Betreuerinnen hatten größte Mühe, den Rollstuhl mit Teilnehmerin Sonja halbwegs sicher über den holprigen Boden hinunter (siehe Abb. 2) und vor allem wieder hinauf zu schieben.

Kurzbericht

Trotz der Kälte waren die Teilnehmerinnen ganz auf die Falken und andere Vögel der Flugschau konzentriert. Begeistert von der Leistung der Greifvögel und zum Mitdenken angeregt, lauschten sie gebannt den Erklärungen der Falknerinnen. Leider kam die anschließende persönliche Betreuung durch eine Falknerin nicht zustande.

03. November 2003: **HLA FÜR WIRTSCHAFTLICHE BERUFE EGGENBERG**

Geplanter Veranstaltungsablauf:

Planung und Durchführung eines kleinen Kochevents in der Schule. Danach gemeinsames Essen der zubereiteten Speisen (5 TeilnehmerInnen).

Rahmenbedingungen:

rollstuhlgerecht; wetterunabhängig

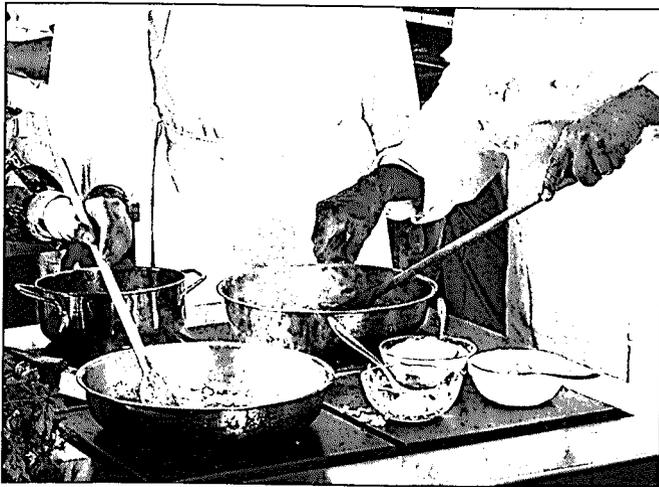


Abb. 3: Gemeinsames Kochen

TeilnehmerInnen

7 BewohnerInnen (4 weiblich, 3 männlich): Auer Helga, Czermak Sani, Döffinger Leni, Grund Walter, Kornhauser Christian, Mayer Erni, Pichler Ambros

2 Betreuerinnen: Hausberger Ute, Seidner Nora

Rahmenbedingungen

erfüllt

Kurzbericht

Das gemeinsame Kochen (siehe Abb. 3) forderte die BewohnerInnen des Pflegezentrums und bereitete ihnen gleichzeitig großen Spaß. Die TeilnehmerInnen wurden zur Selbsttätigkeit aktiviert.

04. November 2003: BOTANISCHER GARTEN

Geplanter Veranstaltungsablauf:

Arbeit mit Pflanzen und Führung durch den Botanischen Garten Graz unter Anleitung von Botanikern (6 TeilnehmerInnen).

Rahmenbedingungen:

rollstuhlgerecht; wetterunabhängig



Abb. 4: Botanischer Garten

TeilnehmerInnen

5 BewohnerInnen (2 weiblich, 3 männlich): Grill Herbert, Pum Ernst, Sokac Wolfgang, Übeleitner Waltraud, Wack Ingrid

2 BetreuerInnen: Weber Ruth, Wischnewsky Michael

Rahmenbedingungen

erfüllt

Kurzbericht

Die BewohnerInnen erfreuten sich an den großteils tropischen Pflanzen (siehe Abb. 4). Die Möglichkeit, selbständig mit den Pflanzen zu arbeiten, wurde aber nicht geboten. Die „Führung“ wurde hauptsächlich von den BetreuerInnen übernommen. Meiner Meinung nach hatten die TeilnehmerInnen dieser Veranstaltung zwar einen netten Ausflug, wurden aber zu keinen besonderen Tätigkeiten oder Eigeninitiative angeregt. Vor allem dem Engagement der BetreuerInnen ist es zu verdanken, dass der Botanische Garten für die BewohnerInnen als sehenswert in Erinnerung blieb.

28. November 2003: ICE & ART (Gert J. Hödl)

Geplanter Veranstaltungsablauf:

Vorführung der Arbeit an einer Eisskulptur der Eiskrippe im Grazer Landhaushof (5 TeilnehmerInnen).

Rahmenbedingungen:

rollstuhlgerecht; wetterunabhängig

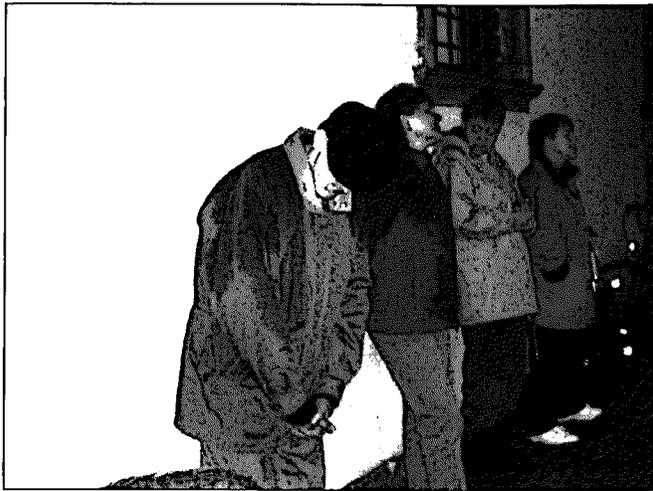


Abb. 5: Aktivierung?

TeilnehmerInnen

5 BewohnerInnen (4 weiblich, 1 männlich): Klass Iris, Pankharter Karl, Reimann Monika, Reithofer Ingrid, Sigl Gertrude

2 Betreuerinnen: Ettl Helga, Neuhold Birgit

Rahmenbedingungen

Durch den wetterbedingten Aufschub des Aufbaus der Eiskrippe (Regen) wurde deutlich, dass diese Veranstaltung doch wetterabhängig gewesen ist. Rollstuhlgerechte Bedingungen aber fanden wir im Grazer Landhaushof vor.

Kurzbericht

Was den TeilnehmerInnen von diesem Tag blieb, ist wohl die Erinnerung an einen Ausflug in die Grazer Innenstadt. Die Skulpturen der Eiskrippe wurden bereits fertiggestellt angeliefert. Es regnete und Herr Hödl stand sichtlich unter Zeitdruck, die Eiskrippe noch rechtzeitig aufbauen zu können. Erst nach einer Stunde fand er kurz Zeit, uns etwas über sein Kunstwerk zu erzählen. Die BewohnerInnen blieben „im Abseits“ (siehe Abb. 5). Aktivierung, aktive Teilnahme oder gar Stärkung des Selbstwertgefühls der BewohnerInnen konnte bei dieser Veranstaltung sicher nicht erreicht werden.

20. Jänner 2004: MUSEUM DER WAHRNEHMUNG (Graz)

Geplanter Veranstaltungsablauf:

Experimentieren mit Wahrnehmungsinstallationen. Eventuell Besuch des Samadhi-Bades. Kleiner Imbiss (5 TeilnehmerInnen).

Rahmenbedingungen:

nicht rollstuhlgerecht; wetterunabhängig



Abb. 6: Museum der Wahrnehmung

TeilnehmerInnen

4 BewohnerInnen: Auer Helga, Czermak Sani, Döffinger Leni, Mayer Erni

1 Betreuerin: Hausberger Ute

Rahmenbedingungen

erfüllt

Kurzbericht

Die Führung durch das Museum begeisterte die TeilnehmerInnen, sodass jede einzelne Installation genau untersucht und ausprobiert wurde (siehe Abb. 6). Man nahm sich für unsere Gruppe sehr viel Zeit und beim anschließenden Krapfenessen wurde das Erlebte unter den BewohnerInnen diskutiert. Ihre aktive Teilnahme und Experimentierfreudigkeit mit den Ausstellungsobjekten brauchte nicht groß gefördert zu werden – der Enthusiasmus war enorm. Der Besuch des Samadhi-Bades fand nicht statt.

29. Jänner/12. und 26. Februar 2004: CITY YOGA

Geplanter Veranstaltungsablauf:

Sanfte Yogastunden, Entspannungsübungen (8 TeilnehmerInnen).

Rahmenbedingungen:

nicht rollstuhlgerecht; wetterunabhängig

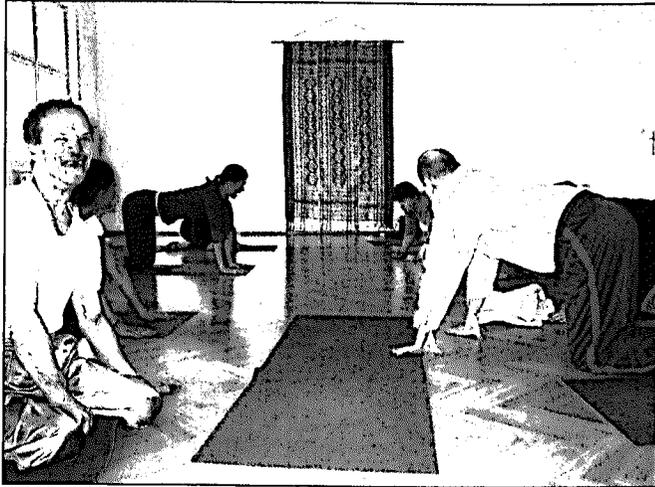


Abb. 7: City Yoga

TeilnehmerInnen

5 BewohnerInnen (1 weiblich, 4 männlich): Matzek André, Paportnik Peter, Steiner Martin, Ziede Katharina, Mocharitsch Josef

2 Betreuerinnen: Brondijk Roswitha, Schwarzl Carmen

Rahmenbedingungen

erfüllt

Kurzbericht

Schon im Vorfeld dieser Projektstage bemühten sich die AnbieterInnen von City Yoga um die TeilnehmerInnen und boten ihnen dann einen herzlichen Empfang. An diesen Aktivitäten sollten immer dieselben BewohnerInnen des Pflegezentrums teilnehmen, um das Programm mit Fortdauer der Yogastunden auf bereits erlernten Übungen aufbauen zu können (siehe Abb. 7). Dieses Angebot ist bisher das Einzige, das auch regelmäßig weiter genutzt werden kann. Die Trainerin kommt wöchentlich direkt in das Pflegezentrum, um mit derselben Gruppe weiterarbeiten zu können – ein äußerst positiv verlaufendes Projekt, das den BewohnerInnen Kainbachs die Freude an körperlichen Aktivitäten erhält.

04. Februar 2004: **STEIN VON GREIN**

Geplanter Veranstaltungsablauf:

Präsentation von Steinmetzarbeiten am Kunst- und Naturstein. Anschließend Verköstigung im Betrieb (5 TeilnehmerInnen).

Rahmenbedingungen:

rollstuhlgerecht; wetterunabhängig



Abb. 8: Beim Steinmetz

TeilnehmerInnen

6 Bewohner: Brandtner Bernhard, Burgowitzer Max, Koglek Wilfried, Sachs Karl, Stocker Josef, Wilfling Heinz

2 Betreuerinnen: Ettl Helga, Hahn Maria

Rahmenbedingungen

erfüllt

Kurzbericht

Im Zuge einer interessanten Führung wurde die Arbeit an verschiedensten großen und kleinen Steinen präsentiert. Die BewohnerInnen waren dazu angeregt, Parallelen zu ihren eigenen Arbeiten in den Therapiewerkstätten zu ziehen und konnten aufgrund dessen themenbezogene Fragen stellen (siehe Abb. 8). Auch die anschließende Verköstigung im Betrieb entsprach den Vorstellungen der TeilnehmerInnen.

19. Februar 2004: RADIO HELSINKI

Geplanter Veranstaltungsablauf:

Die Welt des Freien Radios - Gemeinsame Gestaltung einer Radiosendung (3 TeilnehmerInnen).

Rahmenbedingungen:

rollstuhlgerecht; wetterunabhängig



Abb. 9:
Radio Helsinki - Live on air



Abb. 10:
Radio Helsinki - Interview

TeilnehmerInnen

4 BewohnerInnen (2 weiblich, 2 männlich): Bonani Franz, Döffinger Leni, Mauerhofer Sonja, Sulzbacher Hubert

3 BetreuerInnen: Kanya Marlene, Neuwirther Erich, Sommer Petra

Rahmenbedingungen

erfüllt

Kurzbericht

Nachdem die Instrumente der Kainbacher Musikgruppe in den Keller des Studios transportiert worden waren, stieg die Spannung. Die BewohnerInnen des Pflegezentrums hatten nun eine Stunde Zeit, unter professioneller Anleitung ihre vorbereiteten Songs zu üben. Danach sollte ein dreiviertelstündiger Live-Mitschnitt ihrer Darbietungen auf Sendung gehen (siehe Abb. 9). Die TeilnehmerInnen waren hochmotiviert am Werk: Sie spielten bekannte Lieder und nutzten auch die Möglichkeit, live auf Sendung etwas über sich zu erzählen (siehe Abb. 10). Der Umgang der im Studio des „Radio Helsinki“ tätigen Personen mit den BewohnerInnen des Pflegezentrums war äußerst positiv und vor allem professionell. Aktivierung, Partizipation und die Stärkung des Selbstwertgefühls der TeilnehmerInnen waren ständige Begleiter dieses Nachmittags – die Studiogäste konnten sich als „Stars“ fühlen.

02. März 2004: ÖBB GRAZ

Geplanter Veranstaltungsablauf:

Besichtigung der Lokomotiven und des Stellwerks (5 TeilnehmerInnen).

Rahmenbedingungen:

rollstuhlgerecht; wetterunabhängig

TeilnehmerInnen

4 BewohnerInnen (3 weiblich, 1 männlich): Feistl Elfriede, Mauerhofer Sonja, Prader Johann, Scheidler Margit

2 Betreuerinnen: Reinweber Doris, Steiner Sabine

Rahmenbedingungen

Einzig der Zugang zum Fahrdienstturm erwies sich als nicht rollstuhlgerecht.

Kurzbericht

Die TeilnehmerInnen wurden herzlich empfangen und während der Führung bemühte man sich sehr, auf die Fragen und Interessen der BewohnerInnen einzugehen. Das abschließende „highlight“ bildete der Besuch des Fahrdienstturms. Vom riesigen Schaltpult beeindruckt, durfte eine Teilnehmerin den Knopf für eine Schaltung drücken.

22. März 2004: TIER- UND NATURPARK SCHLOSS HERBERSTEIN

Geplanter Veranstaltungsablauf:

Begleitung eines Tierpflegers bei der Arbeit - ein speziell zusammengestelltes Programm mit Tierfütterung und Streichelzoo (5 TeilnehmerInnen).

Rahmenbedingungen:

rollstuhlgerecht; wetterabhängig

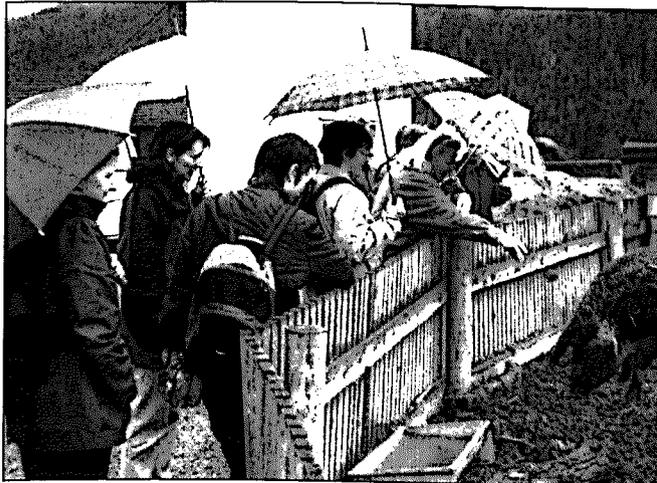


Abb. 11: Tierpark Herberstein

TeilnehmerInnen

5 Bewohnerinnen: Auer Helga, Czermak Sani, Feistl Elfriede, Handl Nicole, Mayer Erni

2 Betreuerinnen: Hofbauer Elisabeth, Hofer Rosa

Rahmenbedingungen

Rollstuhlgerechte Bedingungen fanden wir vor, das Wetter allerdings machte uns einen Strich durch die Rechnung. Obwohl als „wetterabhängig“ im Jahresplan vermerkt, fand diese Veranstaltung wie geplant statt.

Kurzbericht

Es war kalt und es regnete in Strömen. Das tat aber der euphorischen Stimmung der Bewohnerinnen des Pflegezentrums keinen Abbruch. Mit Begeisterung fütterten sie die Tiere (siehe Abb. 11) und spazierten danach noch stundenlang durch den Tierpark. Die Teilnehmerinnen wurden durch die Aufforderung zur Mithilfe bei der Fütterung auch zum Mitdenken motiviert. So stellte eine Bewohnerin beispielsweise besorgt folgende Frage: „Muss ich die Kiwi schälen, bevor ich sie dem Schwein füttere?“.

07. April 2004: **KONDITOREI HOCHL**

Geplanter Veranstaltungsablauf:

Eiszubereitung und Verköstigung im Betrieb (5 TeilnehmerInnen).

Rahmenbedingungen:

rollstuhlgerecht; wetterunabhängig

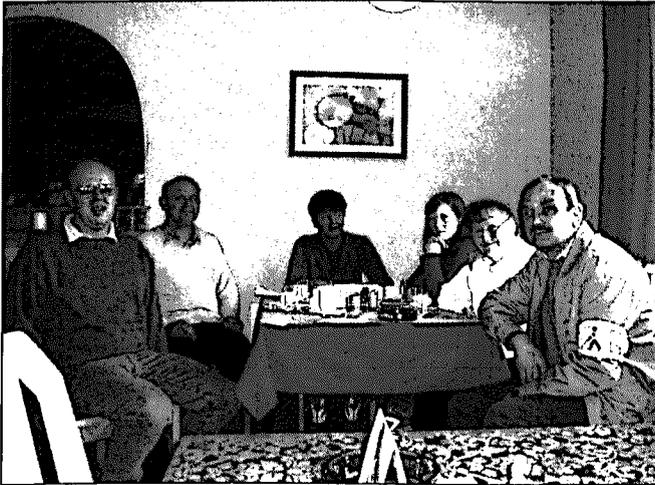


Abb. 12: Konditorei Hochl

TeilnehmerInnen

4 BewohnerInnen (1 weiblich, 3 männlich): Döffinger Leni, Grund Walter, Sachs Karl, Sulzbacher Hubert

2 Betreuerinnen: Hausberger Ute, Seidner Nora

Rahmenbedingungen

erfüllt

Kurzbericht

Trotz eines Vorgesprächs zwischen Ute Hausberger und dem Anbieter dieses Projekttagess wusste bei unserem Erscheinen keiner der im Lokal Beschäftigten von den geplanten Aktivitäten. Auch „der Chef“ war nicht zu erreichen und so blieb uns nichts anderes, als uns an einen Tisch zu setzen, gemütlich zu plaudern und uns über den köstlichen, frischen Apfelstrudel zu freuen (siehe Abb. 12) - den Kaffee mussten wir allerdings selbst finanzieren. Natürlich waren die BewohnerInnen Kainbachs enttäuscht, dass die Eiszubereitung ohne sie stattfand.

30. April 2004: ARGE VOLKSTANZ (Markt Hartmannsdorf)

Geplanter Veranstaltungsablauf:

Veranstaltung eines Maibaumfestes mit Musik und Tanz im Pflegezentrum für alle BewohnerInnen.

Rahmenbedingungen:

rollstuhlgerecht; wetterabhängig



Abb. 13: Tanz um den Maibaum

TeilnehmerInnen

keine Angaben

Rahmenbedingungen

erfüllt

Kurzbericht

Im Zuge der für den 30. April angesetzten feierlichen Eröffnung eines neuen Wohnhauses im Pflegezentrum und des traditionellen Maibaumaufstellens mit den dazugehörigen Festlichkeiten sollte sich auch eine Volkstanzgruppe einbringen (siehe Abb. 13). Die BewohnerInnen tanzten begeistert mit und genossen Speis und Trank.

Nicht stattgefunden haben folgende Aktivitäten:

19. November 2003: Greifvogelwarte Riegersburg

Geplanter Veranstaltungsablauf:

Falkenvorführung im Pflegezentrum Kainbach. Information über Greifvögel mit Bildern und Anschauungsmaterial.

09. März 2004: BRG Keplerstraße Sternwarte

Geplanter Veranstaltungsablauf:

Besuch der Sternwarte und Beobachtung von Himmelskörpern durch das Teleskop.

Im Vorfeld dieser Veranstaltung gab es seitens des Anbieters organisatorische Schwierigkeiten. Er schien nichts mehr von seiner Zustimmung zu diesem Projekt zu wissen. Es kam zu Unstimmigkeiten und so zog Kainbach sein Vorhaben, die Sternwarte zu besuchen, zurück. Trotzdem aber war ein Verantwortlicher der Sternwarte vor Ort, der auf das Erscheinen der BewohnerInnen und BetreuerInnen wartete. Die Führung konnte so aber nicht stattfinden und beide Seiten, die BetreuerInnen Kainbachs und der Anbieter dieser Veranstaltung, waren verärgert.

18. März 2004: Miles Jazz Bar

Geplanter Veranstaltungsablauf:

Gestaltung eines Jazzabends mit Live-Musik und Einführung in die Welt des Jazz durch die Musiker.

16. April 2004: Kyoto Adaniya-Baier

Geplanter Veranstaltungsablauf:

Einführung in die japanische Falte Kunst Origami.

7.3 Kritische Betrachtung der Intervention

Von den ab Ende Oktober 2003 geplanten 24 Projekttagen fanden 20 statt. Ich begleitete 12 von diesen und notierte mir von 11 unter anderem die Anzahl und die Namen der jeweiligen TeilnehmerInnen (BewohnerInnen und BetreuerInnen). Bei der Veranstaltung rund um den Maibaumtanz war mir das allerdings nicht möglich, da alle BewohnerInnen des Pflegezentrums eingeladen und auch sehr viele Gäste anwesend waren. An den nun verbleibenden 11 von mir begleiteten Aktivitäten nahmen 37 verschiedene BewohnerInnen (17 weiblich/20 männlich) teil. Addiert man allerdings die TeilnehmerInnenzahlen der einzelnen 11 Unternehmungen, erhält man die Zahl 54 – einige BewohnerInnen Kainbachs hatten also mehrmals die Gelegenheit, an den von der Wochenklausur initiierten Projekttagen teilzuhaben. Betrachtet man nun die Namen der an diesen 11 Veranstaltungen teilnehmenden BewohnerInnen Kainbachs, finden sich manche bis zu vier Mal wieder. Das zeigt, dass das Vorhaben der Wochenklausur, möglichst vielen BewohnerInnen besondere Aktivitäten außerhalb des Pflegezentrums zu ermöglichen, nur bedingt umgesetzt werden konnte.

Ute Hausberger beschrieb im Interview die Wahl der TeilnehmerInnen für die einzelnen Projektstage folgendermaßen:

„Was das Sportliche betrifft haben wir gemacht, haben wir abgedeckt, und dann haben wir einfach unseren Therapiewerkstätten oder den Pädagogen, die zum Beispiel kochen oder mit Holz arbeiten das andere übergeben und die haben ihre Leute, die dort arbeiten, mitgenommen“ (Ute Hausberger, 29. September 2004).

Für mich persönlich deckt sich dieser „Auswahlmodus“ nicht mit dem von Wolfgang Zinggl angestrebten Ziel, „(...) dass das vor allen Dingen die nutzen sollten, die sonst nicht rauskommen, die sonst keinen Sport betreiben wollen oder können, keine Möglichkeit der Aktivierung haben (...)“ (Wolfgang Zinggl, 15. Oktober 2004).

Eine genaue Anzahl aller TeilnehmerInnen an diesen von Mai 2003 bis Mai 2004 stattgefundenen Aktivitäten festzustellen, war mir nicht möglich. Von Seiten Kainbachs ist man aber überzeugt, dass circa 150 verschiedene BewohnerInnen an den Veranstaltungen beteiligt waren:

„Ahm... Wir haben d'rüber gesprochen. Es waren insgesamt (...) doch 150 Leute“ (Ute Hausberger, 29. September 2004).

Begleitet wurden diese 11 Veranstaltungen von 16 verschiedenen BetreuerInnen des Pflegezentrums (14 weiblich/2 männlich), die alle sehr darum bemüht waren, diese Ausflüge bei einem gemeinsamen Essen oder Kaffee und Kuchen ausklingen zu lassen. Das verschaffte den BewohnerInnen die Möglichkeit, sich auszutauschen und das zuvor Erlebte in aller Ruhe zu diskutieren.

7.3.1 Organisatorisches

Ute Hausberger schien mir um die erneute Kontaktaufnahme mit den AnbieterInnen im Vorfeld der jeweiligen Aktivitäten sehr bemüht gewesen zu sein:

„Wir haben auch vorher immer Kontakt aufgenommen mit der Firma oder so. Wir haben angerufen und gefragt, ob das für Schwerbehinderte sein könnte, ob das auch rollstuhlgerecht ist. Wir haben uns vorgestellt und haben auch gefragt, wie viel Leute wir mitbringen können“ (Ute Hausberger, 29. September 2004).

Sie und Markus Keplinger hatten gemeinsam die Organisation und Koordination der einzelnen Unternehmungen bezüglich der BetreuerInnenfrage und der nochmaligen Vorabsprache mit den jeweiligen AnbieterInnen übernommen. Die KünstlerInnen der Wochenklausur pflegten fast das ganze Projekt hindurch den Kontakt zu Markus Keplinger, Ute Hausberger war meist uninformiert. Mit Fortdauer des Projekts wurde der Austausch zwischen dem Pflegezentrum und der Wochenklausur aber immer spärlicher. Das ging sogar so weit, dass die KünstlerInnen nach den letzten Aktivitäten des Jahresprogramms auch keine Rückmeldung mehr seitens Kainbach bekamen. Zu dieser Situation befragt, meinte Ute Hausberger:

„Ja da muss ich sagen: Markus Keplinger hatte die Information und ich gar keine mehr. (...) Das war leider... kein Informationsfluss, kein Austausch, (...) Ja, ich hatte die Arbeit – und ich hab’ mich gefreut, weil’s wunderschön war – und ich hab’ nie mehr was vom Herrn Zinggl gehört (...)“ (Ute Hausberger, 29. September 2004).

Das Nicht-Zustandekommen einiger Projekte beziehungsweise die von einigen AnbietererInnen – nicht wie abgesprochen und am Jahresplan festgehalten – durchgeführten Programmpunkte mit weniger Aspekten der Aktivierung der BewohnerInnen Kainbachs führe ich auf eben diese mangelnde Kommunikation und Kooperation – sowohl hausintern als auch mit der Wochenklausur – zurück.

7.3.2 Aktivierung und Partizipation

Aktivierung meint die Veränderung der Situation des Individuums, der Gruppe, der Organisation oder der Gemeinschaft (vgl. Spierts 1998, S. 224). Die BewohnerInnen des Pflegezentrums der Barmherzigen Brüder Kainbach sollten motiviert werden, ihre eigenen Ideen bei verschiedenen Projekttagen einzubringen und aktiv am Geschehen teilzunehmen. Die Planung der Unternehmungen war in diese Richtung gelenkt worden – die TeilnehmerInnen, die sonst kaum Möglichkeit zur Selbsttätigkeit haben und im Pflegezentrum den immer gleichen Tagesablauf erleben, sollten nicht nur an den Veranstaltungen, sondern vor allem an deren Gestaltung teilhaben: um ihr Selbstwertgefühl zu stärken und ihnen Freude zu bereiten.

Aktivierung und Animation sollen Partizipation fördern. Je nachdem, welches Potential die Zielgruppe mitbringt, bestimmt das die Möglichkeiten der Partizipation. In diesem Projekt ging es darum, für die BewohnerInnen des Pflegezentrums ein Beispiel einer Möglichkeit nach Erhaltung individueller und sozialer Fähigkeiten zu kreieren. Partizipation der TeilnehmerInnen bedeutet in diesem Zusammenhang also nicht nur die passive Beschäftigung der KlientInnen (zum Beispiel bei Führungen etc.), sondern die aktive Teilnahme an außergewöhnlichen Veranstaltungen: das Gestalten einer Radiosendung, das Herstellen von Schokolade oder Eis, das Experimentieren im Flugsimulator oder das Fertigen eines Kurzfilms. Auf die weniger aktivierenden Veranstaltungen angesprochen, meinte Wolfgang Zinggl:

„Ja das kann ich gar nicht beurteilen, weil ich nicht oft dabei war. Wir haben das mit den jeweiligen Betreibern der Projekte im Detail durchbesprochen und hatten den Eindruck, dass das sehr gut organisiert ist – es war sehr gut organisiert. Und wie das in der Praxis ausgeschaut hat: In der Endphase der Organisation, die wir ja abgegeben hatten, weil wir können als Wiener KünstlerInnen nicht ein ganzes Jahr – das zahlt ja niemand – durchorganisieren, schon gar nicht, wenn wir nicht vor Ort sind. Wie das im Detail abgelaufen ist, entzieht sich meiner Kenntnis. (...) Wir haben das schon eine Zeit lang verfolgt und es hat am Anfang auch sehr gut geklappt, aber irgendeinmal gibt es auch andere Projekte – das Leben geht weiter – und man hat diese Sache im Sinn einer gut organisierten Vorgabe entlassen in seine Autonomie wie wir das immer machen.

Wenn ich da an unser erstes Projekt, den Obdachlosenbus, denke: Sobald der Bus steht und alles organisiert ist und die Caritas die Trägerschaft übernommen hat, verlassen wir uns d'rauf, dass die Caritas das weiterführt und das hat sie auch seit jetzt bald zwölf Jahren gemacht. So 'was ähnliches hab' ich mir für Kainbach gewünscht. Ob das der Fall ist, weiß ich nicht, aber ich bin skeptisch“ (Wolfgang Zinggl, 15. Oktober 2004).

7.3.3 Integration

Der Integrationsaspekt in dieser Intervention war nicht unbedingt vorrangig. Als eines der angestrebten Ziele des Projektes galt zwar das „Öffnen nach Außen“, so wie das Ute Hausberger im Interview als Erwartung in das Projekt formuliert hatte, doch kann eine solch zeitlich begrenzte Intervention nicht allen Ansprüchen der Arbeit mit Menschen mit Behinderung gerecht werden. Die KünstlerInnen der WochenKlausur wollten zeigen, was alles möglich ist – wie Menschen motiviert und aktiviert werden können.

Einerseits bekamen die TeilnehmerInnen der jeweiligen Veranstaltungen die Möglichkeit, etwas vom Leben außerhalb des Pflegezentrums zu erfahren und ganz besondere Aktivitäten durchführen zu können. Sie erlebten meist aufregende, spannende Stunden, von denen sie sich untereinander noch lange und euphorisch begeistert erzählten. Andererseits aber muss man zugeben, dass die BewohnerInnen Kainbachs wieder einmal „nur“ im Kollektiv zu einem vereinbarten Ort gebracht wurden, um dort gemeinsam – oft „unter Ausschluss der Öffentlichkeit“, weil es ja „spezielle“ Aktivitäten waren – etwas zu erleben. Also kann man im besten Fall davon sprechen, dass folgendes Ziel erreicht worden ist: Die AnbieterInnen konnten ihre meist vorhandene Scheu und Unsicherheit Menschen mit Behinderung gegenüber abbauen – ein erster Schritt zur Integration. Mit Vlaars Worten gesprochen: ein „Überbrücken von Klüften“.

7.3.4 Aktionismus und/oder Nachhaltigkeit

Aktionismus bezeichnet ein zielloses Handeln ohne Konzept, Handlungen zum Selbstzweck, bei denen es nicht mehr im Geringsten auf eine Wirkung ankommt. Aktionismus ist in der Kunst eine gegenwärtige Thematik, doch brauchen sich die KünstlerInnen der WochenKlausur nicht mit solchen Vorwürfen konfrontiert fühlen. Man wirft ihnen zwar des öfteren eine gewisse „Symptombekämpfung“ vor, durch die eventuelle Folgeprobleme entstehen können, doch sieht die WochenKlausur ihre Aufgabe vor allem im „Aufdecken“ von Problemen. Die KünstlerInnen machen die Gesellschaft auf Thematiken aufmerksam und erarbeiten konkrete Vorschläge, wie zur Verbesserung der Lebensbedingungen beigetragen werden kann. Das ist der große Vorteil der Kunst in sozialen Interventionen – Kunst darf das. Die Qualität ihrer Interventionen lässt sich leicht an den jeweiligen Ergebnissen beurteilen.

Bei der Durchführung beziehungsweise nach Beendigung dieses Projekts musste ich allerdings feststellen, dass gerade in Hinblick auf die geplante längerfristige Nutzung dieser Angebote – auf die Nachhaltigkeit dieser Intervention – Defizite bemerkbar sind.

Das ist zum einen aus dem von mir bereits Berichteten ersichtlich, zum anderen aus folgenden Zitaten:

„Es wurde uns dann eigentlich immer gesagt – weil die Begeisterung der Veranstalter ziemlich groß war, dass unsere Leute sich so benehmen, dass unsere Leute so einen Spaß haben – Kommt’s wieder, wenn ihr wollt’s! Beim Segeln und so. Und dann haben wir halt angerufen und dann hat’s geheißt: Jetzt passt’s eigentlich nicht so wirklich’. Es wurde dann halt wieder vergessen“ (Ute Hausberger, 29. September 2004).

Andererseits aber meint sie:

„Ich bin mir sicher, dass von unseren Leuten wieder die Frage kommt, ob es so etwas wieder gibt und es ist auch für uns eine Anregung, dort wieder anzurufen – weil das Angebot steht ja noch immer – und nachzufragen. Nachdem fast jede Woche etwas war, war’s für uns fast unmöglich, das noch einmal und zusätzlich zu nutzen. Aber im nächsten Jahr... Ich hab’ die ganzen Unterlagen, ich hab’ alles und ich hab’ mir Notizen gemacht: ‘Willkommen’ und Nicht so ‘willkommen’. Weil wenn ich anruf’, möchte ich schon sicher sein, dass die uns gerne haben, dass sie sich freuen, wenn wir kommen“ (Ute Hausberger, 29. September 2004).

Das einzige Angebot aber, das bisher seit den Projekttagen regelmäßig genutzt wird, ist das von „City Yoga“. Eine Kleingruppe darf an Yogastunden teilnehmen, weil die Übungen aufbauend verlaufen. Allerdings finden diese Yogastunden nun im Pflegezentrum Kainbach statt.

Ich finde es schade, dass offensichtlich nicht mehr der Angebote längerfristig genutzt werden konnten. In diesem Zusammenhang kann ich nur erneut auf die mangelnde Kommunikation der beteiligten OrganisatorInnen hinweisen, denn Wolfgang Zinggl stellte fest:

„Ein abschließendes Urteil kann ich gar nicht fällen, (...). Was ich ein bisschen traurig finde, ist, dass seitens Kainbach niemand an uns herantreten ist, um eine Fortsetzung anzudenken oder Ideen einzubringen, wie man das weiterführen könnte. Ich weiß von einigen Anbietern – also Institutionen, Firmen etc. - , dass sie ihre Bereitschaft bekundet haben, nachdem das Projekt durchgeführt worden ist, also nachdem die Sache gelaufen war, im kommenden Jahr wieder so etwas zu machen. In wie weit das jetzt seitens der Institution Kainbach weiterverfolgt wird, kann ich überhaupt nicht beurteilen, da der Kontakt nach dem Projekt mehr oder weniger abgerissen ist. (...) Es muss zuerst einmal eine grundsätzliche Bereitschaft von Kainbach geben, das überhaupt weitermachen zu wollen, sonst brauch’ ich ja niemanden anrufen“ (Wolfgang Zinggl, 15. Oktober 2004).

8. Resümee

Moser, Müller, Wettstein und Willener erklären den Begriff einer „Intervention in der Animation“ folgendermaßen:

„Intervention in der Animation ist ein theoriebezogenes, absichtsvolles Dazwischentreten in ein soziokulturelles Geschehen. Es stützt sich ab auf vorgängig durchgeführte Beobachtungen, die in eine Diagnose oder Analyse münden, aufgrund deren eine Konzeptionalisierung unter Mitwirkung der Adressatinnen und Adressaten zu verfolgen ist. Es hat zum Ziel, mit ihnen zusammen Veränderungen in einem soziokulturellen Umfeld zu bewirken. Dabei sind die Adressatinnen und Adressaten selbst das wesentliche Moment des Veränderungsprozesses“ (Moser u.a. 1999, S. 126).

Dies könnte wohl als Leitformel für die Arbeit der KünstlerInnengruppe Wochenklausur gesehen werden. In ihren zeitlich begrenzten Intensivinsätzen wird zu einem grob vorgegebenen Thema recherchiert, um herauszufinden, in welchem Bereich eine Intervention am Sinnvollsten erscheint. Ein im Zuge dieser „Klausur“ zu erreichendes Ziel wird gesetzt und prompt und mit allen nur erdenklichen Strategien und Tricks mit der Arbeit im/am Problembereich begonnen.

Zum konkreten Beispiel der „Intervention zur Animation von Menschen mit geistiger Behinderung“ meint Wolfgang Zinggl:

„Also das grundsätzliche Ziel, zu zeigen, dass so etwas möglich ist und den Bedarf abzudecken oder aufscheinen zu lassen, das grundsätzliche weitere Ziel, für ein Jahr so ein Programm anzubieten, haben wir sicher erreicht. In wie weit dieses Programm dann im Detail nicht so durchgeführt wurde, wie wir's eigentlich ausgemacht hatten, wage ich ja gar nicht zu beurteilen, weil ich zugegebenermaßen nur bei wenigen Veranstaltungen selbst dabei war und – ich weiß auch nicht im Detail, was funktioniert hat und was nicht und wer da jeweils die Schuld gehabt hat. Manchmal hab' ich gehört, dass seitens der Organisation in Kainbach ein bisserl schiefgelaufen ist oder manchmal auch von den Institutionen, die sich da angeboten haben.“ (Wolfgang Zinggl, 15. Oktober 2004).

Abschließend möchte ich noch ein ganz persönliches Resümee über den Verlauf der von mir begleiteten Projekt(halb)tage der zweiten Hälfte dieser Intervention abgeben:

Als ganz besondere Veranstaltungen möchte ich den Besuch des „Museums der Wahrnehmungen“, „City Yoga“ und „Radio Helsinki“ hervorheben. Hierbei

waren sowohl die Rahmenbedingungen, als auch das Engagement der AnbieterInnen optimal. Die BewohnerInnen durften sich herzlich empfangen fühlen und es wurde auf ihre Fragen eingegangen, ihr Denken und Tun voll und ganz akzeptiert. Das stärkte mit Sicherheit ihr Selbstwertgefühl und heute noch wird unter den BewohnerInnen stolz über die Teilnahme an diesen Veranstaltungen gesprochen.

Obwohl die Tätigkeiten vor Ort beziehungsweise die Rahmenbedingungen wie Wetter oder Rollstuhltauglichkeit nicht unbedingt alle Möglichkeiten auf Aktivierung und Partizipation der KlientInnen Kainbachs zuließen, waren die VeranstalterInnen folgender Aktivitäten sehr um das Wohl ihrer Gäste bemüht: Bei den Österreichischen Bundesbahnen und im Tierpark Herberstein begeisterten sich die TeilnehmerInnen schnell für das Geschehen und Aktivierung und Partizipation derselben wurden angestrebt. Schade jedoch, dass einer Klientin im Rollstuhl der Zugang zum Fahrdienstturm nicht möglich war und in Herberstein am Tag unseres Besuches ein absolut miserables Wetter herrschte.

Das Kochen in der HLA in Eggenberg fand unter den TeilnehmerInnen ebenfalls großen Anklang, genauso wie der Besuch beim Steinmetzbetrieb „Stein von Grein“ in der Grazer Triesterstrasse. Der Ausflug zur Greifvogelschau auf die Riegersburg beeindruckte die BewohnerInnen des Pflegezentrums zwar sehr, doch die nicht rollstuhlgerechten Bedingungen waren für alle Beteiligten ein Hindernis. Es verlangte große Anstrengung und Mut, über den holprigen Abhang zum Ort der Vorführung zu gelangen und die persönliche Betreuung der Falknerin wäre natürlich ein „highlight“ gewesen, das leider nicht zu Stande kam.

Mit sichtlich wenig Begeisterung wurden wir im Botanischen Garten, bei der Eiskrippe und in der Konditorei Hochl empfangen. Aber all diese Projekte fanden statt.

Als ich Ute Hausberger auf die Enttäuschung der BewohnerInnen, als sie erfuhren, kein Eis produzieren zu dürfen, ansprach, meinte sie:

„Trotzdem: Es war ein Ausflug. Und unsere Leute sollen auch kennen lernen, dass nicht alles so ist, wie man sich's vorstellt. Das ist ja bei uns auch nicht so. Ich will sie nicht beschützen. Na schön, dann trinken wir halt einen Kaffee und essen Kuchen...“ (Ute Hausberger, 29. September 2004).

Zu Bedauern ist aber, dass Veranstaltungen wie die Greifvogelschau oder das Erlernen der Origami-Technik im Pflegezentrum der Barmherzigen Brüder

Kainbach, genauso wie der Besuch der Sternwarte oder die Gestaltung eines Jazzabends gar nicht stattfanden.

Das Fest anlässlich des Maibaumaufstellens und der gemeinsame Nachmittag mit der Volkstanzgruppe (siehe Abb. 14) war ein schöner Abschluss einer interessanten Intervention der Wochenklausur, die den BewohnerInnen Kainbachs tolle Aktivitäten ermöglicht hatte.

Das Projekt fand auch unter den BetreuerInnen Anklang und sollte unbedingt genutzt und fortgesetzt werden. Ute Hausberger resümiert:

„Ich find’ das Ganze – die Idee – so schön, dass die Kleinigkeiten (...) ...da hat’s dann schon ein paar Sachen gegeben, aber im Großen und Ganzen sind wirklich auch Beziehungen entstanden (...)“ (Ute Hausberger, 29. September 2004).



Abb. 14: Volkstanz

ANHANG

Interviewleitfaden I – Interview mit Mag. Ute Hausberger, Betreuerin im Pflegezentrum der Barmherzigen Brüder Kainbach (29. September 2004)

1. Wie haben Sie vom „Kulturprojekt“ der WochenKlausur erfahren?
Erste Gedanken/Reaktion?
2. Was haben Sie (und die anderen BetreuerInnen) sich vom Projekt erwartet?
3. Unter welchen Aspekten wurden die BewohnerInnen des Pflegezentrums für die jeweiligen Projektstage ausgewählt?
4. Wie viele der 600 BewohnerInnen haben letztendlich an diesem Projekt teilgenommen?
5. Wurden die BewohnerInnen auf die Aktivitäten vorbereitet – und wenn: wie?
6. Gab es auch eine „Nachbereitung“?
7. Wie haben die KlientInnen auf das Angebot reagiert?
8. Welche Erwartungen hatten die BewohnerInnen in die bevorstehenden Veranstaltungen gesetzt?
9. Wurde unter den einzelnen TeilnehmerInnen auch nach den Aktivitäten noch über diese gesprochen?
10. Wie verlief dieses Projekt Ihrer Meinung nach aus organisatorischer Sicht?
11. Wie war das Verhalten der AnbieterInnen den BewohnerInnen und BetreuerInnen gegenüber?
12. Wurden die Projektstage so veranstaltet, wie dies am Jahresplan angekündigt war oder gab es Abweichungen vom Programm? Wenn Ja, welche?
13. Wie verlief die Zusammenarbeit mit den OrganisatorInnen dieser Intervention – mit der Wiener KünstlerInnengruppe WochenKlausur?
14. Welche Erwartungen, die Sie in das Projekt gesetzt haben, konnten erfüllt werden?
15. Ein Ziel des Projekts war es, diverse Angebote längerfristig nutzen zu können: Werden also einzelne Veranstaltungen/Aktivitäten weiterhin für die KlientInnen zur Verfügung stehen?
16. Hat hierfür jemand die Koordination und Organisation übernommen?
17. Gibt es neue AnbieterInnen?
18. Meiner Meinung nach wäre bei den meisten Veranstaltungen vermehrte Motivation und Aktivierung der TeilnehmerInnen wünschenswert – und auch geplant – gewesen: Als wie wertvoll haben Sie nun das Projekt für die BewohnerInnen des Pflegezentrums überhaupt empfunden?

Interviewleitfaden II - Interview mit Mag. Dr. Wolfgang Zinggl, Mitglied der Wiener KünstlerInnengruppe WochenKlausur (15. Oktober 2004)

1. Wie entstand die Intervention der WochenKlausur 2003/2004 in Graz?
2. Wie definierte sich eure Aufgabenstellung?
3. Warum habt ihr gerade das Pflegezentrum der Barmherzigen Brüder Kainbach und warum diese Form der Intervention gewählt?
4. Welche Ziele habt ihr euch während der Projektplanung für diese Intervention gesetzt?
5. Wie hat man von Seiten des Pflegezentrums auf euer Angebot reagiert?
6. Wie lange dauerte die Planungsphase der einzelnen Aktivitäten/Projektstage?
7. Waren die Leitung und/oder die BetreuerInnen des Pflegezentrums in die Planungsphase involviert?
8. Wie habt ihr generell die Zusammenarbeit mit dem Pflegezentrum Kainbach – mit der Leitung/mit den BetreuerInnen – empfunden?
9. Wie reagierten die Firmen, Institutionen, Privatpersonen, Vereine etc. auf eure Anfrage? War viel „Überzeugungsarbeit“ notwendig?
10. Welche Probleme wurden seitens der AnbieterInnen gesehen und in ungefähr wie viel Prozent der Fälle konnten diese geklärt werden?
11. Welche von euch gesetzten Ziele glaubt ihr erreicht zu haben? Welche nicht, und warum?
12. Welches „feedback“ habt ihr während bzw. nach Beendigung der Intervention vom Pflegezentrum Kainbach erhalten?
13. Welches „feedback“ habt ihr von den jeweiligen AnbieterInnen bekommen?
14. Werden einzelne Angebote weiterhin bestehen bleiben?
15. Gibt es neue AnbieterInnen?
16. Meiner Meinung nach wäre bei den meisten Veranstaltungen vermehrte Motivation und Aktivierung wünschenswert – und auch geplant – gewesen: Als wie wertvoll haben Sie nun das Projekt für die BewohnerInnen des Pflegezentrums empfunden?

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

| | |
|---|-----|
| Abbildung 1: Startversuch Paragleiten/Foto: Gert Pribitzer 2003 | .69 |
| Abbildung 2: Rollstuhlgerichtet/Foto: Nikola Aufinger 2003 | .71 |
| Abbildung 3: Gemeinsames Kochen/Foto: Nikola Aufinger 2003 | .72 |
| Abbildung 4: Botanischer Garten/Foto: Nikola Aufinger 2003 | .73 |
| Abbildung 5: Aktivierung?/Foto: Nikola Aufinger 2003 | .74 |
| Abbildung 6: Museum der Wahrnehmung/Foto: Nikola Aufinger 2004 . . . | .75 |
| Abbildung 7: City Yoga/Foto: Roswitha Bondijk, Carmen Schwarzl 2004 . | .76 |
| Abbildung 8: Beim Steinmetz/Foto: Nikola Aufinger 2004 | .77 |
| Abbildung 9: Radio Helsinki – Live on air/Foto: Gert Pribitzer 2004 | .78 |
| Abbildung 10: Radio Helsinki – Interview/Foto: Gert Pribitzer 2004 | .78 |
| Abbildung 11: Tierpark Herberstein/Foto: Nikola Aufinger 2004 | .80 |
| Abbildung 12: Konditorei Hochl/Foto: Nikola Aufinger 2004 | .81 |
| Abbildung 13: Tanz um den Maibaum/Foto: Nikola Aufinger 2004 | .82 |
| Abbildung 14: Volkstanz/Foto: Nikola Aufinger 2004 | .91 |

LITERATURVERZEICHNIS

Bach, Heinz: *Pädagogik bei mentaler Beeinträchtigung - sogenannter geistiger Behinderung*. Bern, Stuttgart, Wien 2001.

Boer, Jo/Utermann, Kurt: *Gemeinwesenarbeit. Community Organization – Ophouwwerk. Einführung in Theorie und Praxis*. Stuttgart 1970.

Boulet, Jaak/Krauss, E. Jürgen/Oelschlägel, Dieter (Hg.): *Gemeinwesenarbeit. Eine Grundlegung*. Bielefeld 1980.

Böttner, Reinhard/Windisch Matthias: *Wohnsituation älterer Menschen mit geistiger Behinderung. Situation und Perspektiven*. In: *Soziale Arbeit. Jahresregister 1997*. 46. Jahrgang. Nr. 12/1997, S. 407-413.

Dederich, Markus: *Behinderung, Ressourcen und biographische Risiken*. In: *Bundschuh, Konrad (Hg.): Sonder- und Heilpädagogik in der modernen Leistungsgesellschaft. Krise oder Chance? Bad Heilbrunn 2002*.

Dederich, Markus: *Menschen mit Behinderung zwischen Ausschluss und Anerkennung*. Bad Heilbrunn 2001.

Dittmar, Norbert: *Transkription. Ein Leitfaden mit Aufgaben für Studenten, Forscher und Laien*. Opladen 2002.

Fornefeld, Barbara: *Einführung in die Geistigbehindertenpädagogik*. München 2000.

Friebertshäuser, Barbara: *Feldforschung und teilnehmende Beobachtung*. In: *Friebertshäuser, Barbara/Prenzel, Annedore (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim und München 1997, S. 503-526.

Friebertshäuser, Barbara: *Interviewtechniken - ein Überblick*. In: *Friebertshäuser, Barbara/Prenzel, Annedore (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim und München 1997, S. 371-394.

Galuske, Michael: *Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung*. Weinheim und München 2001.

Garz, Detlef/Kraimer, Klaus (Hg.): *Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen.* Opladen 1991.

Gillet, Jean- Claude: *Animation. Der Sinn der Aktion.* Luzern 1998.

Grunewald, Karl: *Gemeindenahes Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung.* In: *Soziale Arbeit* Nr. 3/2004, S. 103-108.

Guggisberg, Dorothee: *Partizipation in der Gemeinwesenarbeit.* In: *Sozial Aktuell* Nr. 3/2004, 13-16.

Henner-Fehr, Christian/ÖKS Österreichischer Kultur Service (Hg.): *ARTWORKS. Künstlerische Dienstleistungen im Dritten Sektor. Zusammenfassung der Forschungsergebnisse im Rahmen der EQUAL-Entwicklungspartnerschaft „ARTWORKS“.* Wien 2003.

Hiltmann Gabriele: *Kulturarbeit in der Sozialarbeit zwischen Anerkennung und Ablehnung.* In: Koch, Gerd (Hg.): *Kultursozialarbeit. Eine Blume ohne Vase?* Frankfurt/Main 1989, S. 18-39.

Hiltmann, Gabriele: *Kulturarbeit und die Neubestimmung des Kulturbegriffs.* In: Koch, Gerd (Hg.): *Kultursozialarbeit. Eine Blume ohne Vase?* Frankfurt/Main 1989, S. 12-17.

Hiltmann, Gabriele: *Welchen Spielraum bieten die drei klassischen Methoden der Sozialarbeit für die Umsetzung von Kulturarbeit?* In: Koch, Gerd(Hg.): *Kultursozialarbeit. Eine Blume ohne Vase?* Frankfurt am Main 1989, S. 250-256.

Hinte, Wolfgang: *Fall im Feld.* In: *Social management* Nr. 6/2001, S. 10-12.

Hinte, Wolfgang: *Grundlagen des Konzepts einer non-direktiven Pädagogik.* In: Hinte, Wolfgang/Lüttringhaus, Maria/Oelschlägel, Dieter (Hg.): *Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit.* Münster 2001, S. 45-51.

Hinte, Wolfgang: *Professionelle Kompetenz: ein vernachlässigtes Kapitel in der Gemeinwesenarbeit.* In: Hinte, Wolfgang/Lüttringhaus, Maria/Oelschlägel, Dieter (Hg.): *Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit.* Münster 2001, S. 130-138.

Hinte, Wolfgang/Karas, Fritz: *Studienbuch Gruppen- und Gemeinwesenarbeit. Eine Einführung für Ausbildung und Praxis. Neuwied und Frankfurt am Main 1989.*

Hinte, Wolfgang: *Zwischen Lebenswelt und Bürokratie. Erfahrungen aus einem Vierteljahrhundert stadtteilbezogener sozialer Arbeit. In: Blätter der Wohlfahrtspflege - Deutsche Zeitschrift für Sozialarbeit Nr. 3/1997, S. 41-44.*

Hirdina, Karin: *Ausgrenzung oder Integration durch ästhetische Normen. In: Eberwein, Hans/Sasse, Ada (Hg.): Behindert sein oder behindert werden? Interdisziplinäre Analysen zum Behindertenbegriff. Neuwied, Berlin 1998, S. 13-26.*

Hongler, Hanspeter/Willener, Alex: *Die Projektmethode in der soziokulturellen Animation. Luzern 1998.*

Jeannée, Pascale: *Die WochenKlausur. In: Wolfgang Zingg! (Hg.): WochenKlausur. Gesellschaftspolitischer Aktivismus in der Kunst. Wien 2001, S. 7-8.*

Klauß, Theodor/Wertz-Schönhagen Peter: *Behinderte Menschen in Familie und Heim. Grundlagen der Verständigung und Möglichkeiten der Kooperation zwischen Eltern und Betreuern. Weinheim und München 1993.*

Koch, Gerd: *Von der Kulturpädagogik zur Kulturarbeit. Historisch-systematische Anmerkungen. In: Koch, Gerd (Hg.): Kultursozialarbeit. Eine Blume ohne Vase? Frankfurt/Main 1989, S. 257-270.*

Konvent der Barmherzigen Brüder Kainbach. Johannes von Gott-Pflegezentrum: *125 Jahre Barmherzige Brüder in Kainbach. Wolkersdorf 2000.*

Kramer, Dieter: *Zum Kulturbegriff der öffentlichen Kulturarbeit. In: Müller-Rolli, Sebastian (Hg.): Kulturpädagogik und Kulturarbeit. Grundlagen, Praxisfelder, Ausbildung. Weinheim und München 1988, S. 65-79.*

Kraus, Evelyn/Krause, Werner/Temmel, Wolfgang: *Zu diesem Buch. Die Enteignung unserer Sinne. In: Temmel, Wolfgang/Kraus, Evelyn (Hg.): *senseless*. Defying the Mechanism of Disablement. *sinnlos*. Wider die Methoden der Behinderung. Wien 2004, S. 10-12.*

Lamnek, Siegfried: *Qualitative Sozialforschung. Band 1. Methodologie. Weinheim 1993.*

Lamnek, Siegfried: *Qualitative Sozialforschung. Band 2. Methoden und Techniken. München 1989.*

Lüttringhaus, Maria: *Gemeinwesenarbeit - Zwei Grundlegungen. Einleitung. In: Hinte, Wolfgang/Lüttringhaus, Maria/Oelschlägel, Dieter (Hg.): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Münster 2001, S. 37.*

Lüttringhaus, Maria: *Zur konzeptionellen Diskussion in den 80er- und 90er-Jahren. Einleitung. In: Hinte, Wolfgang/Lüttringhaus, Maria/Oelschlägel, Dieter (Hg.): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Münster 2001, S. 53-54.*

Lüttringhaus, Maria: *Zusammenfassender Überblick: Leitstandards der Gemeinwesenarbeit. In: Hinte, Wolfgang/Lüttringhaus, Maria/Oelschlägel, Dieter (Hg.): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Münster 2001, S. 263-267.*

Mayring, Philipp: *Einführung in die qualitative Sozialforschung: Eine Anleitung zu qualitativem Denken. München 1990.*

Melinz, Gerhard: *Der Wohlfahrtsmix und „bürgerschaftliches Engagement“. Eine historische Skizze. In: Roessler, Marianne/Schnee, Renate/Spitz, Christine/Stoik Christoph (Hg.): Gemeinwesenarbeit und bürgerschaftliches Engagement. Eine Abgrenzung. Wien 2001, S. 11-30.*

Metzler, Heidrun/Wacker Elisabeth: *Behinderung. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans: Handbuch Sozialarbeit - Sozialpädagogik. Berlin 2001, S. 118-139.*

Mohrlok, Marion/Neubauer, Michaela/Neubauer, Rainer/Schönfelder, Walter: *Let's organize! Gemeinwesenarbeit und Community Organization im Vergleich. München 1993.*

Moser, Heinz/Müller, Emanuel/Wettstein, Heinz/Willener, Alex: *Soziokulturelle Animation. Grundfragen, Grundlagen, Grundsätze. Luzern 1999.*

Müller-Rolli, Sebastian: *Kulturpädagogik heute. In: Müller-Rolli, Sebastian (Hg.): Kulturpädagogik und Kulturarbeit. Grundlagen, Praxisfelder, Ausbildung. Weinheim und München 1988, S. 11-32.*

Oelschlägel, Dieter: *Aktuelle Entwicklungen in der Gemeinwesenarbeit mit besonderer Berücksichtigung der neuen Bundesländer*. In: Hinte, Wolfgang/Lüttringhaus, Maria/Oelschlägel, Dieter (Hg.): *Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit*. Münster 2001, S. 92-118.

Oelschlägel, Dieter: *Bildung als Antwort auf die soziale Frage - Aspekte des Bildungsbegriffs in der Gemeinwesenarbeit*. In: Hinte, Wolfgang/Lüttringhaus, Maria/Oelschlägel, Dieter (Hg.): *Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit*. Münster 2001, S. 140-151.

Oelschlägel, Dieter: *Gemeinwesenarbeit*. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans: *Handbuch Sozialarbeit - Sozialpädagogik*. Berlin 2001, S. 653-659.

Oelschlägel, Dieter: *Lebenswelt oder Gemeinwesen? Anstöße zur Weiterentwicklung der Theorie-Diskussion in der Gemeinwesenarbeit*. In: Hinte, Wolfgang/Lüttringhaus, Maria/Oelschlägel, Dieter (Hg.): *Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit*. Münster 2001, S. 38-43.

Oelschlägel, Dieter: *Soziokulturelle Gemeinwesenarbeit*. In: Hinte, Wolfgang/Lüttringhaus, Maria/Oelschlägel, Dieter (Hg.): *Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit*. Münster 2001, S. 223-231.

Oelschlägel, Dieter: *Strategiediskussion in der Sozialen Arbeit und das Arbeitsprinzip Gemeinwesenarbeit*. In: Hinte, Wolfgang/Lüttringhaus, Maria/Oelschlägel, Dieter (Hg.): *Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit*. Münster 2001, S. 55-72.

Opaschowski, Horst W.: *Einführung in die freizeit-kulturelle Breitenarbeit. Methoden und Modelle der Animation*. Bad Heilbrunn 1979.

Rombach, Heinrich: *Kultur*. In: Rombach, Heinrich (Hg.): *Wörterbuch der Pädagogik in drei Bänden. Zweiter Band*. Freiburg im Breisgau 1977, S. 196-197.

Schnurr, Stefan: *Partizipation*. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans: *Handbuch Sozialarbeit - Sozialpädagogik*. Berlin 2001, S. 1330-1345.

Schwendtner, Rolf: *Gemeinwesenarbeit und „bürgerschaftliches Engagement“*. In: Roessler, Marianne/Schnee, Renate/Spitz, Christine/Stoik Christoph (Hg.): *Gemeinwesenarbeit und bürgerschaftliches Engagement. Eine Abgrenzung*. Wien 2001, S. 71-78.

Sievers, Norbert/Wagner, Bernd (Hg.): *Bestandsaufnahme Soziokultur. Beiträge, Analysen, Konzepte. Dokumentation des gleichnamigen Forschungsprojektes der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V. Stuttgart, Berlin, Köln 1992.*

Skiba, Alexander: *Fördern im Alter. Integrative Geragogik auf heilpädagogischer Grundlage. Bad Heilbrunn 1996.*

Spierds, Marcel: *Balancieren und Stimulieren. Methodisches Handeln in der soziokulturellen Arbeit. Luzern 1998.*

Spitzzy, Christine: *Gemeinwesenarbeit - BürgerInnen arbeiten mit Profis. Theoretische Ansätze. In: Roessler, Marianne/Schnee, Renate/Spitzzy, Christine/Stoik Christoph (Hg.): Gemeinwesenarbeit und bürgerschaftliches Engagement. Eine Abgrenzung. Wien 2001, S. 31-44.*

Steurer, Erich: *WochenKlausur. Kunst und konkrete Intervention. In: Roessler, Marianne/Schnee, Renate/Spitzzy, Christine/Stoik Christoph (Hg.): Gemeinwesenarbeit und bürgerschaftliches Engagement. Eine Abgrenzung. Wien 2001, S. 221-228.*

Strauss, Anselm/Corbin Juliet: *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim und München 1996.*

Theunissen, Georg: *Altenbildung und Behinderung. Impulse für die Arbeit mit Menschen, die als lern- und geistig behindert gelten. Bad Heilbrunn 2002.*

Thiersch, Hans: *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. Weinheim und München 1992.*

Thimm, Walter: *Das Normalisierungsprinzip - Eine Einführung. Marburg 1995.*

Thole, Werner: *Kulturarbeit. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans: Handbuch Sozialarbeit - Sozialpädagogik. Berlin 2001, S. 1098-1109.*

Treptow, Rainer: *Kulturarbeit und Kulturelle Bildung. In: Chassé, Karl August/von Wensierski, Hans-Jürgen (Hg.): Praxisfelder der sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim und München 1999, S. 49-61.*

Treptow, Rainer: *Kulturelles Mandat. Soziale Kulturarbeit und kulturelle Sozialarbeit*. In: Müller-Rolli, Sebastian (Hg.): *Kulturpädagogik und Kulturarbeit. Grundlagen, Praxisfelder, Ausbildung*. Weinheim und München 1988, S. 81-103.

Vlaar, Paul: *Vorwort*. In: Spierts, Marcel: *Balancieren und Stimulieren. Methodisches Handeln in der soziokulturellen Arbeit*. Luzern 1998, S. 13-15.

von Wensierski, Hans-Jürgen: *Medien- und Kulturpädagogik: Medienerziehung, Kulturarbeit, jugendkulturelle Bildung*. In: Krüger, Heinz-Hermann/Rauschenbach, Thomas (Hg.): *Einführung in die Arbeitsfelder der Erziehungswissenschaft*. Opladen 1997, S. 167-176.

Wandeler, Bernard: *Soziokulturelle Animation in Frankreich und Analogien im Ausland - ein Austausch. Kurzbericht zum ersten internationalen Symposium der Soziokulturellen Animation in Bordeaux vom 4. bis 6. November 2003*. In: *Sozial Aktuell* Nr. 19/2004, S. 2-5.

Weiss, Andreas: *Kulturarbeit als Bestandteil der Sozialarbeit. Impressionen eines Künstlers*. In: Koch, Gerd (Hg.): *Kultursozialarbeit. Eine Blume ohne Vase?* Frankfurt/Main 1989, S. 232-235.

Wisotzki, Karl Heinz: *Integration Behinderter. Modelle und Perspektiven*. Stuttgart, Berlin, Köln 2000.

Wrentschur, Michael: *Bunt, lebendig und vielfältig. Soziokulturelle Projekte und Einrichtungen in Graz*. In: Wrentschur, Michael/Studierende der Lehrveranstaltung der Soziokultur(arbeit) in Graz (Hg.): *Soziokultur(arbeit) in Graz. Projekte - Einrichtungen - Begriffe*. Graz 2003, S. 5-7.

Zacharias, Wolfgang: *Kultur und Bildung. Kunst und Leben. Zwischen Sinn und Sinnlichkeit. Texte 1970-2000*. Essen 2001.

Zembylas, Tasos: *Kunst oder Nichtkunst. Über Bedingungen und Instanzen ästhetischer Beurteilung*. Wien 1997.

Zinggl, Wolfgang/Jeannée, Pascale: *Die Kunst der Intervention*. In: Temmel, Wolfgang/Kraus, Evelyn (Hg.): *senseless. Defying the Mechanism of Disablement. sinnlos. Wider die Methoden der Behinderung*. Wien 2004, S. 170-194.

Zinggl, Wolfgang: *Die WochenKlausuren*. In: Babias, Marius (Hg.): *Im Zentrum der Peripherie. Kunstvermittlung und Vermittlungskunst in den 90er Jahren*. Basel 1995. S. 298-306.

Zinggl, Wolfgang: *Oft gestellte Fragen*. In: Zinggl, Wolfgang (Hg.): *WochenKlausur. Gesellschaftspolitischer Aktivismus in der Kunst*. Wien 2001, S. 129-137.

Zinggl, Wolfgang: *Vom Objekt zur Intervention*. In: Zinggl, Wolfgang (Hg.): *WochenKlausur. Gesellschaftspolitischer Aktivismus in der Kunst*. Wien 2001, S. 11-17.

ÜBERBRÜCKEN VON KLÜFTEN

Deskription einer soziokulturellen Intervention
der Wiener KünstlerInnengruppe "WochenKlausur"
im Pflegezentrum Kainbach

Der Begriff der Soziokultur(arbeit) wurde Ende der sechziger/Anfang der siebziger Jahre geprägt und steht für den sozialen, gesellschaftlichen Charakter von Kultur. Kultur soll kein Privileg mehr für einige wenige sein. Es gilt die kulturelle Beteiligung und Eigentätigkeit aller Menschen zu fördern. Soziokultur soll zur Selbsttätigkeit anregen - "Hilfe zur Selbsthilfe" sein - um so in konkreten Projekten und Interventionen sozialen Problemlagen gegenüberzutreten zu können. In der Soziokultur(arbeit) wird von der Lebenswelt der AdressatInnen ausgegangen und an ihren kreativen Möglichkeiten und Ressourcen angesetzt - man ist zwar sozialen Zielen, aber nicht denen der Sozialarbeit verpflichtet. Die zentralen Themen der Aktivierung, Partizipation und Bestärkung sind auch Kernstück der in meiner Diplomarbeit beschriebenen Gemeinwesenarbeit und der Soziokulturellen Animation beziehungsweise der Soziokulturellen Arbeit.

Die Wiener KünstlerInnengruppe "WochenKlausur" führt seit 1993 auf nationaler und internationaler Ebene soziale Interventionen zur Verbesserung gesellschaftspolitischer Defizite durch. Die KünstlerInnen werden von einer Kunstinstitution zu einer Intervention eingeladen und begeben sich zu einem meist nur grob vorgegebenen Thema anschließend für einige Wochen in Klausur, um konkrete Projekte zur Verbesserung der erkannten Missstände auszuarbeiten. Ziel der Interventionen ist es, Problemlagen zu beleuchten, die Betroffenen zur Selbsthilfe anzuregen und ihnen Hilfestellungen mit auf den Weg zu geben.

Die 2003 von der "WochenKlausur" durchgeführte "Intervention zur Animation von Menschen mit geistiger Behinderung" sollte den vor allem älteren BewohnerInnen des Pflegezentrums der Barmherzigen Brüder Kainbach nahe Graz die Möglichkeit bieten, etwas mehr vom Leben außerhalb des Heimes kennen zu lernen: Ein Jahresplan mit fünfzig attraktiven Angeboten der Freizeitgestaltung wurde erstellt, um die BewohnerInnen individuell beschäftigen zu können und sie in ihrem Selbstwertgefühl zu stärken.

Ich begleitete dieses Projekt ein Stück weit und gebe in vorliegender Arbeit einen Einblick in Zielsetzung, Strategien und Ergebnis dieser Intervention.